A. Meyenberg

Ferienbilder

Mosaiken von einer
Reise zum Eucharistischen
Kongress in Köln

en'l Library
Techny
pt. Lit. : Ger.
r. XIII No. 5...

Ferien-Bilder

Mosaiken von einer Reise zum Eucharistischen Kongreß in Köln

von A. Meyenberg

Verb. Sonder-Abz. aus „Schweiz. Kirchenztg."

Eilende Fahrten — Frankfurt — Triumph der Religion in den Künsten — Literaturstreit — Nach Erfurt — Kardinal Paccas und Kardinal Vannutellis Rheinfahrt: 1786 und 1909 — Die eucharistische Woche in Köln — Die grosse Prozession — Kölner Kirchen — Zeppelin — Düsseldorf: Christliche Kunst — Heimfahrt.

WITHDRAWN

TECHNY, ILLINOIS

The Catholic Theological Union LIBRARY Chicago, Ill.

Druck und Verlag
von Räber & Cie.
Luzern — 1910

30
18,561

Geleitwort.

Während frühere nicht nur wissenschaftliche, sondern auch belletristische Arbeiten des Verfassers hinsichtlich ihrer Entstehung auf eine lange Reihe von Jahren und auf Jahrzehnte zurückblicken können — sind diese Ferienbilder verhältnismässig schnell gewachsen. Es war zunächst die Pflicht des Redaktors, die sie gebar. Die Kölner Woche war ein ganz eigenartiges Erlebnis. Mit anderen Reise-Erinnerungen trat sie mir in ein gewisses Ganzes zusammen. So entstanden diese Ferienbilder als Mosaiken von einer Reise zum eucharistischen Kongress in Köln in der «Schweizerischen Kirchenzeitung». Nicht nur aus Pflicht, sondern aus innerstem Drange des Herzens wurden sie geschrieben. Wie auf der Reise selbst, so verbanden sich beim Wiedererstehen der Wanderbilder ungesucht eine Reihe allgemeiner Gedanken, brennender Fragen und zu lösender Probleme mit dem Pilgerbericht.

Die Erlebnisse drängten zu baldiger Aussprache.

Gewisse, mit ihnen eng verbundene allgemeine Gedanken bedeuten ein Bleibendes.

Und so entschloss sich der Verfasser, obwohl ihn nun langjährige Vorarbeiten zur unmittelbaren Endgestaltung wichtigerer Lebenswerke drängen, doch, die in der Kirchenzeitung erschienenen Ferienbilder einem weitern Leserkreise zugänglich zu machen, zumal er damit geäusserten Wünschen entgegenkommt.

Luzern, im November 1909. ***Der Verfasser.***

I. Eilende Fahrten.

Der höchste Künstler hat seinen Weltenbau in einer Fülle von Stilen als zusammenstimmendes Grosswerk vollendet. Warum sollte der Schweizer, der in den Vorhallen des Alpendomes wohnt, nicht auch an der eigenartigen Schönheit der Ebene seine Freude gewinnen? Schon die menschliche Kunst erschöpft sich nicht in einem Stil. Und der Reichtum des Schöpfers sollte nur aus den Alpen widerstrahlen? — Reizvoll sind immer die Grenzränder des Mittelgebirges und der weiten Ebene. Da spielen die Gegensätze in lebhaftem Austausch. Ich liebe die Fahrt von Basel nach Freiburg. Auf einer ersten Hochstufe der Schwarzwaldausläufer fährt siegesfroh der Eilzug. Es ist nicht wahr, dass er rast, er eilt wie auf Flügeln. Die Eisenbahnfahrt zerreisst das Gesamtbild. Um so lieblichere Einzelmosaiken bietet sie dagegen in eilender Fülle. Die bunten Kleinbilder ordnet der ruhende Geist in stiller Arbeit allmählich doch wieder zum Ganzen. Abstürzende Felsen. Emporklimmende und zu Tal wandernde

Weinberge in sommerlich sattem Grün. Keine verlorene Ecke ohne Kultur. Sonnenhelle Dörfer. Enggedrängte Städtchen. Anmutige Talblicke auf den auenreichen, vielarmigen Rhein. Markgrafenland grüsst aus roten Sandsteinfelsen und frohen Weingeländen. Tunnelfinsternis und Augustfülle glänzenden Sonnenlichtes wechseln. Nach langen, schweren Nebeltagen hat Phoebus gesiegt. Auf wie lange? — — Ut inundantiam coërceas imbrium et hilaritatem vultus Tui nobis impertiri digneris — hatten wir lange als eigens befohlenes Messgebet eingefügt. Welch köstliches Bild der Liturgie! Sie nennt das gute Wetter — die Heiterkeit des göttlichen Antlitzes, das nach Bändigung der Regenwetter uns freundlich aufleuchtet. Der erste Ferientag mehrt die Fülle des glänzenden Lichtes. Mir ist's nach langer schwerer Arbeit eine angenehmste Erholung, in einer stillen Ecke des Eisenbahnwagens zu sitzen und durch die grossen Fenster die eilenden Bilder frohen Auges zu trinken, die die Fahrt wie mit vollen Händen darbietet. „Und seine Seel' ist stille — sie bewahrt der Ruhe heil'ges, unerschöpftes Gut" — tönt es leise aus Gœthes Iphigenie tief ins Gemüt. Die unvergleichliche Zartpyramide des Freiburgerdoms grüsst über die schöne Stadt mit ihren charaktervollen Bauten, ihren plaudernden, klaren Schwarzwaldbächen und ihren vielen grossen und originellen Menschen. Weite Ebene, sei mir gegrüsst! Dörfer. Städte. Neue Kirchen schauen da und dort feierlich ins Land, wahre Prachtbauten. Rasselnd grüsst der Zug die Bahnhofreviere

und die sorgsam umhürdeten Bahnsteige. — — Karlsruhe! Die durchsichtigen Vorstädte tun sich auf mit ihren neuen katholischen Kirchen. Das in den letzten Jahren erbaute Sezessionviertel verliert sich als Waldstadt im Tannendunkel. Alte Erinnerungen sprechen mich an. Karlsruhe ist eine Stadt der Ausstellungen. Noch diesen Herbst wird Thoma mit einer ganzen Fülle seiner Kunst hier einziehen. Ist dann noch eine Spätfahrt möglich? — Der Zug durcheilt die Ebene. Wenn ich auf der Rigi wandere, freue ich mich über das Grün der Alpen und Täler der Heimat. Die weite Ebene und die Wellenhügel aber schaue ich doch lieber als reich bestelltes Ackerland. Ich vermisse auch bei der Ausschau in unsere Hügellandkantone ungern die breiten goldenen Bänder grosser reicher Kornfelder. Der vielfältige Ackerbau bringt volleres Leben in die Landwirtschaft. Er wirkt — ich möchte fast sagen — erzieherisch. Es fällt mir nicht ein, gegen die reicher rentierende Milchwirtschaft und gegen die Viehzucht zu sprechen. Ob aber die fast gänzliche Verdrängung des Getreidebaues aus fruchtbarsten Tallandschaften nicht doch für die Tage der Kriegsnot wirtschaftlich üble Folgen haben könnte? Das Alte Testament nennt das Heilige Land ein Land, das von Milch und Honig fliesst. Der Ausdruck bezeichnet ein von Natur aus reiches Land, das aber höherer Bodenkultur fähig ist. Darum schildert die Redensart: Butter und Honig essen — Kriegsnot in einem von Natur aus reichen Lande, zur Zeit, da die Hände für den Weizen- und Weinbau fehlen.

Diese auch exegetisch recht wichtige Unterscheidung ist namentlich für das Verständnis des 7. Kapitels des Isaias sehr wertvoll. Wie freute ich mich im letzten Hochsommer bei einer Primizfahrt im Kanton Aargau und wieder im Solothurnerland: dass alldort in vielen Bauernhöfen noch das Eigenbrot vom Eigengetreide von den Hausfrauen selber gebacken wird. Und wieder freute ich mich, als der treffliche Volkskenner Dr. Ming auf dem diesjährigen Katholikentag in Zug einer abwechslungsreichen Wirtschaft für den Eigenbedarf das Wort redete. Der vielartige Bodenbau bringt reiche Poesie in das Landleben. Als ich noch als kleiner Bube in der Gärtnerei meines Vaters in der Stadtnähe wohnte — da lag unweit in der Nachbarschaft ein grosses Hanffeld. Hei! was war da ein Leben in herbstlichen Nebeltagen, da die Feuer loderten und die Hechelmaschinen klapperten. Oberhalb des Hanffeldes schmückte ein Weinberg den Hügel. In eine Ecke am Fusse des Hanges hatte sich ein grosser, geheimnisvoller Maulbeergarten gedrängt. Da sprossten die frischen Grünblätter für die Seidenwürmer und im Herbste durften wir im interessanten Kleinwald nach schwarzen und violetten Beeren jagen. In der Nähe knarrten mächtige Wagen, welche die Eichenkorkrinden für die lustige Lohmühle durch die steile Strasse emporschleppten. Und über all das die damals noch so reich bunten Blumengärten des Vaters, auf das sorgfältigste gepflegt. Nun ist alles grün geworden. Auch die lebendigen Hecken mit ihren Pimpernüssen, Schwarzdörnern, Weiss-

dörnern, Hartriegeln, glühend roten Pfaffenkäppchen und der prangenden Heckenflora von violetten Verbenen, gelben Galien und Lamien aller Art sind gereutet. Nur die reichen Blumenbeete der Gärtnerei sind geblieben. Wie viel Poesie war das in einer Ecke Landschaft! Diese Jugenderinnerungen stiegen in mir auf, als ich links und rechts des Bahnstranges mit liebevoller Aufmerksamkeit bald die Zuckerrüben-, bald die Kohl- und Kartoffelfelder, die glühenden Esparsettenstreifen, dann wieder die violetten Luzernefelder und am meisten die goldenen und oft schon für die Ernte bleichen Kornfelder mit ihren roten Mohnblumen und blauen Zyanen betrachtete. Auch das ist eine herrliche Gotteswelt. Und wenn mir P. Expeditus Schmidt gelegentlich eine einseitige Vorliebe für hochalpine Bilder vorwirft, so darf ich um so lauter wieder einmal meine Freude an der unermesslichen, reich bestellten Ebene bekennen. Die Wagenfenster standen offen. Und der Fruchtgeruch des vollen Ackers mischte sich mit dem Industrierauch der Lokomotive und dem Eisenduft der von den Rädern gepressten Schienen. — Ich musste mich losreissen und mein Brevier beten. Wieder eine neue, heilige Welt! Und auch dafür tut die Ruhe gut. Das Tiefe, Grosse, Abwechslungsreiche dieses unschätzbaren Buches, das Schriftpragmatik und Heiligengeschichte, scharfe dogmatische Plastik und zarteste Gemütstiefe, die lex credendi, vivendi und orandi harmonisch verbindet, wird in solch stillen Stunden besser verkostet.

Wenn man in Luzern um 7 Uhr des Morgens weg-

fährt, kann man ungefähr abends 7 Uhr auf der Wartburg sitzen. Ein reizendes Problem!

Und doch unterbreche ich die Fahrt in Frankfurt. Ich freue mich immer dieser Stadt.

II. Frankfurt. Im Städelschen Museum. Der Literaturstreit.

Es waren die Tage Zeppelins und der Ila. Die Luftschiffreise Zeppelins nach Köln stand bevor. So lebhaft ich mich auch um diese grossen Dinge interessiere, — ich hatte erst anderes in Frankfurt zu pflücken. Bald wanderte ich auf der Sachsenhausenseite dem Maingelände entlang. Noch reichte die Zeit zu einem Besuch im Städelschen Museum. Wie stand ich vor 27 Jahren als junger Student hingerissen vor Overbecks grossem Gemälde: Der Triumph der Religion über die Künste. Es war mir, als hätte der grosse Maler den Geist Hettingers, den wir damals aus goldenen Schalen im Kolleg zu Würzburg tranken, in Farben umgesetzt. Mein ganzes Innere war ergriffen. Lange, lange, stundenlang sass ich vor dem Bilde, — schreibend — zeichnend. — Es ist mir heute noch teuer. Ein guter Stich an der Wand meines Studierzimmers spricht die alte Sprache. — Und doch — es ist im Laufe der Zeit etwas zwischen mich und das Bild getreten. Die grosse künstlerische Idee wirkt freilich ungeschwächt. Triumph der Religion in den Künsten. Auf feierlichen Stufen erhebt sich ein sprudeln-

der Springbrunnen, dessen Strahlenwasser bis in die Nähe tiefliegender Wolken emporsteigt. Auf dem Wolkenthron sitzt Maria, als Vertreterin der Dichtkunst, als Sängerin des Magnifikat. In ihrer Rechten hält sie die Feder, um das Siegeslied der neutestamentlichen Erlösung auf ein in ihrer linken Hand liegendes Blatt niederzuschreiben. In Marias Schoss sitzt das göttliche Kind. Christus auf Marias Schoss triumphiert! Auf den umgebenden Wolken nahen sich — zum Teil bewegt, zum Teil in seliger Ruhe — die heiligen Künstler, als Vertreter des verschiedenartigen Dienstes der Schönheit in den mannigfachen Künsten. Alles findet den Urquell in Gott, dem Urschönen. Im obern Becken des irdischen Brunnens scheint sich das Himmlische, im unteren mehr das Irdische zu spiegeln. Um den Brunnen sammeln sich die verschiedenen Künstler und Künstlerschulen in lebhafter Bewegung, bald mehr das Himmlische, bald mehr das Irdische schauend, bald Himmel- und Erdenblick wechselnd und verbindend: da und dort erscheinen die Gestalten im lebhaftesten Austausch der Gedanken und Gefühle. Die vorbildliche Idee der Disputa Raphaels schimmert leise durch. Doch ist die Konzeption Overbecks durchweg originell. Der Springquell des irdischen Realismus und Idealismus wird von der ganzen Fülle der Religion befruchtet und verklärt. Das Sichversenken und Vertiefen, das Sichhineinleben in die ganze Fülle der Religion erzeugt im Künstlergeiste eine unermesslich reiche Entfaltung des Schönen, — eine religiöse und profane Kunst, die

Himmlisches und Irdisches harmonisch verbindet und aus den Nachtbildern irdischen Lebens die Sonnenstrahlen des siegenden Geistes, ja des Uebernatürlichen leuchten lässt. Das grosse Gemälde Overbecks erschien mir wie eine Aussprache zum eben waltenden katholischen Literaturstreit. Nicht muss die Theologie mechanisch in Verse und Farben umgesetzt werden. Aber der ganze Vollgehalt der katholischen Religion sollte auf das Leben der Künstlerkreise wirken. Man sage nicht: nur die allgemein christlichen Wahrheiten sind für die Kunst fruchtbar. Der Glaube an Gott, das Dogma von der Gottheit Christi, die Tatsachen des Lebens Jesu sind ebenso ausgesprochen katholisch, wie die Lehre vom Messopfer, von der Beicht, vom Ablass, von den guten Werken. Die sogenannten Unterscheidungslehren sind eine rein zufällige Sache. Bald wird diese, bald wird jene Wahrheit zur Unterscheidungslehre, je nachdem die Angriffe, die Trennungen und die Weltanschauungen wechseln. In unseren Tagen zum Beispiel sind die Ueberzeugung vom Dasein eines persönlichen Gottes, der Gottesglaube, der Glaube an die Gottheit Christi, die grundsätzliche Annahme des Uebernatürlichen überhaupt gegenüber weiten Kreisen zu wichtigsten Unterscheidungslehren geworden. Den Dichtern und Künstlern nun die Mahnung erteilen, sich auf das sogenannte allgemein Christliche — wer umschreibt es genau? — und auf eine allgemeine christliche Lebensstimmung als Nährboden zu beschränken, wirkt geradezu unkünstlerisch: man zerstört so die ka-

tholische Harmonie, man zerschneidet die Blutadern im Gesamtorganismus des katholischen Lebens, man beschränkt geradezu die künstlerische Freiheit: aus der Fülle, aus dem Ganzen zu schöpfen. Die Religion der Kirche erscheint dem Katholiken, der sie voll erfasst, durchlebt und erlebt, nicht als Konfession gegenüber anderen Konfessionen, sondern als Vollreligion Christi in ihrer reichen Entfaltung, mit allen ihren Folgerungen und Forderungen, mit ihrem ganzen Gedanken-, Gemüts-, Lebens- und Schönheitsgehalt. Wenn er sich dabei auf weiten Gebieten mit den Anhängern anderer Konfessionen zusammenfindet, so freut ihn das aufrichtig, ja es drängt ihn zum Zusammenwirken. Hier ist das Geburtsland einer vielverzweigten Irenik, die die positive Fülle der katholischen Religion ausstrahlt, nie laviert, wohl aber Anknüpfungspunkte und Brücken zu bauen sucht für Wahrheitssucher und Wahrheitsfreunde und eben dadurch auch unzählige Vorurteile zerstreut. Hier finden sich nun auch in literarisch-künstlerischer Hinsicht gemeinsame Wege und gemeinsamer Boden. Dies alles ist für den gegenwärtigen Literaturstreit sehr zu beachten. Gewiss wird die Kunst nur aus dem vollen Leben geboren. Wenn aber das L e b e n der Literaten, der Literatenkreise und der Künstler überhaupt durch das Evangelium, durch die katholische Lehre, durch die Aszetik der christlich schönen Seele, durch die christliche Philosophie geklärt wird — dann wirkt dies auch für das künstlerische S c h a f f e n, das aus dem vollen Leben sprosst, den grössten Segen. Pater Expeditus

Schmid schreitet in einer Kritik meiner „Wartburgfahrten“, auf die — bei aller ernsten Aufnahme — noch manches andere zu erwidern wäre, mit verblüffender Leichtigkeit über derartige Grundsätze hinweg. „Nur vom Leben dürfen wir Künstler erwarten, aber nicht von Erziehungsvorschlägen und Kunstprogrammen irgendwelcher Art.“ Ja nur vom Leben. Aber eben dieses moderne Leben, in das nun einmal auch die geniale Künstlernatur und Persönlichkeit eintaucht, wird durch eine ganze Fülle atheistischer, rationalistischer, pantheistischer und monistischer Erziehungsvorschläge und Programme, die praktisch wirksam sind, beherrscht und beseelt. Darum tut es doppelt not, dass die volle, ungeschwächte, ungeschmälerte katholische Lehre mit ihrer wunderbaren Harmonie und Allseitigkeit und das ganze katholische praktische Leben in die moderne Welt ausstrahle und die Künstlerkreise erfasse. Das geschieht auf hundert verschiedenen Wegen. Diesbezüglich haben nun auch kulturelle und literarische Zeitschriften in positiver wie kritischer Hinsicht grosse und schöne, aber auch verantwortungsvolle Aufgaben. Sie dringen am meisten in eben jene Kreise. Sie sind berufen: katholische Wahrheit, katholische Weltanschauung, katholisches Leben rückhaltlos in einer dem Dichter und Künstler kongenialen Weise lebensfrisch und lebenerweckend zur Darstellung zu bringen. Bis ins Einzelne hatte ich mich zu diesem Problem in den „Wartburgfahrten“, im engsten Anschluss daran unter Voraussetzung des dort Gesagten in der „Schweizerischen Kirchen-Zeitung“ und in der

literarischen Sektion am Katholikentage in Zug ausgesprochen. Dieses alles erwachte in den stillen Stunden vor dem Overbeckschen Gemälde neuerdings in meiner Seele. Ich erlebte unter einem gewissen Abstandnehmen noch einmal den Literaturstreit.

Wenn das volle katholische Leben auf den Künstler eingewirkt hat, dann wird auch sein literarisches, sein künstlerisches Erlebnis, aus dem die Dichtung, das Kunstwerk überhaupt, geboren wird, dessen unauslöschliche Spuren tragen. Die schöne Seele des Künstlers, die von der ganzen Fülle der katholischen Religion erfasst und verklärt ist, findet dann von selbst tausend Beziehungen zum Kulturleben seines Sprachgebietes, seiner Nation und seiner Zeit. Das liegt in der Natur der Sache. Dass auch Kultur ein reichster Nährboden für den Künstler ist, brauche ich nicht erst hervorzuheben. Ich hoffe jenen Momenten in den „Wartburgfahrten“ und in der Schrift: „Anteilnahme der Katholiken an Wissenschaft und Kunst“ gerecht geworden zu sein. Es handelt sich nicht darum, dem Dichter und dem Künstler kleinliche Rezepte darzubieten, — wohl aber darum: dass auf die Gottes- und Weltanschauung der Literaten- und Künstlerkreise und das katholische Literaturschaffen das Vollicht katholischer Wahrheit und katholischen Lebens reichen Einfluss gewinne. Geschieht dies positiv warm und lebendig, klar und unverwischt, gemütvoll und schön, zu Zeiten auch in scharfer Kritik und Gegenkritik, doch unter mitschwingenden Tönen der Sympathie und der Hochachtung vor jedem grossen

und edeln Schaffen und jeder aufrichtigen Absicht, — dann wird aus einer ernsten und massvollen Literaturkontroverse gute Frucht reifen.

Immer leuchteten mir aus dem Overbeckschen Gemälde Gedanken entgegen, immer stiegen in mir auch gewisse Kritiken gegen dasselbe auf, die zu unserem Geisterkampfe mitsprachen.

Der Literaturstreit wird sich verziehen. Die Namen und Personen werden wechseln. Die Grundsätze sterben nicht mit ihnen. Sie verlangen aber in neuen, kommenden Zeiten stets eine neue Fleischwerdung.

Was der christliche Künstler, auf den die ungeschwächte katholische Religion, Wahrheit und Gnade, Lehre und Praxis einwirken, nun zum Kunstwerke gestaltet, seien es religiöse oder profane Stoffe, sei es dieses oder jenes innerste Erlebnis, dies hängt von seiner Freiheit, seiner künstlerischen Intuition, von seiner schöpferisch genialen Kraft ab. Auch wenn der realistisch-idealistische Künstler die Schattenseiten des Lebens schöpferisch darstellt, wird doch das siegende Goldlicht der christlichen Wahrheit und Sitte immer irgendwie — bald im mächtigen Sonnenaufgang, bald in leisen Strahlen, überlegen durchbrechen: denn die christlichen Ideale leben ebenso real in dieser Welt, wie die Nachtseiten des Niedergangs, und das christliche Wahrheits- und Sittengesetz beurteilt ebenso siegesfroh — bald lieblich mild, bald tröstend, bald in furchtbarer Sühne strafend, rächend oder rettend — das Menschenleben und die moderne

Zeit: wie ihre Not und ihr Elend laut zum Himmel schreien. Der irreligiöse Pessimist greift hinein ins volle Menschenleben und was er schaffend realistisch heraushebt, ist nur — ein Bild der Nacht und des Niederganges, das verstimmt oder gar vergiftet, verpestet, zerstört. Der christliche Dichter und Künstler aber, etwa auch ein Realist, greift hinein ins volle Menschenleben: vielleicht zeigt auch er dem reifen Leser die Bilder der menschlichen Schwachheit, Halbheit, des Niederganges, der tiefen Schlagschatten, der Mischungen von Gut und Bös; aber siehe: sein Auge hat auch das bald leise, bald herrlich siegende Licht des Geistes, der Wahrheit, der Gnade, der Uebernatur mitten im Schattenlande entdeckt und es strahlt darum auch wie von selbst — als Lösung, als Harmonie, als fleischgewordenes Heldenideal — oder als Sühne, als unerbittliche Forderung, die nie ungestraft verletzt wird . . . aus seinem Werke. So wird der Dichter gleichsam ungesucht zum Propheten, zum Prediger in einem analogen, schönen, nicht manirierten Sinne dieser Begriffe. Auch wenn den Dichter eine heilige, edle, aber mächtige und ausgesprochene Tendenz beherrscht, kann sein Werk ein Kunstwerk ersten Ranges sein, falls er schöpferisch ins volle Leben greift und L e b e n schafft.

Die christliche Kritik hat das Recht, ein dargebotenes Werk a u c h auf dessen Innerlichkeits- und Gehaltswert zu prüfen. Und sie selbst kann dadurch für die Zukunftsarbeit der Künstler schöpferisch wirken. Selbstverständlich werden auch die christlichen Kritiker in be-

zug auf die feineren und verborgenen religiös-sittlichen Werte einer Dichtung, hinsichtlich des mehr mittelbar als unmittelbar ausstrahlenden Lichtes eines konkreten Kunstwerkes nicht immer einig sein. In dubiis libertas! Sie werden aber auch zuzeiten mit katholischen Künstlern ein ernstes Wort zu sprechen haben. — — — —

So weckte mir Overbeck im stillen Städelschen Museum eine ganze Welt von Gedanken. Ich wiederhole aber: trotz dieser lieben Gedankenfahrten, die Overbecks Bild wieder in die Seele rief, — ist doch seit meiner Studienzeit etwas zwischen mich und das Meisterwerk getreten. Es waren — die Erlebnisse an der modernen Kunst. Overbecks Bild — und es gelten diese Aussetzungen überhaupt der Nazarenerschule — ist von allzu formaler Schönheit. Hinsichtlich der Wirklichkeitsschilderung, der Realistik des Aussen- und Innenlebens, der wunderbaren Geheimnisse der Farben und des Lichtes, hat die moderne Kunst trotz vieler Extravaganzen grosse, unverlierbare Fortschritte gemacht, namentlich da, wo sie nicht zugleich die Brücken, die zur Kunst der alten Meister führen, vollends abbrach. Der wunderbare Idealismus der Nazarener, ihre Kraft: uns auch sieghaft das Uebernatürliche, das Göttliche, das Innerlichste zu schildern, bleibt unvergänglich. Nie wird ein Overbeckscher Triumph der Religion, nie eine Allerheiligenhofkirche in München mit dem Gemäldezyklus von Hess, Schraudolph, Overbeck usf., nie die Ludwigskirche ebendort mit ihrer grossartigen Corneliussprache ihre Bedeutung verlieren. Es war eine wahrhaft christ-

liche Kunst. Wenn es gelänge, die ideale Grösse der Nazarener mit den Neuerrungenschaften der modernen Kunst schöpferisch zu verbinden, — wäre vielleicht der Anfang einer grossen Periode nahe. Gibt uns vielleicht die Ausstellung in Düsseldorf die Antwort? — —

Unter diesen Vergleichungen neuer, mittlerer und älterer Kunst schied ich aus dem Museum, dessen beschränkten, aber eigenartig wertvollen und überblickbaren Reichtum ich hier nicht näher schildern kann.

Darf ich nochmals alles in eine abschliessende Endaussprache zusammenfassen, was mich beim stillen Schlendern durch die Strassen Sachsenhausens immer lebhafter bewegte?

In einer Zeit, in der der Unglaube und die sittliche Gesetzlosigkeit in Leben und Literatur eingedrungen sind, in der religiöse Falschmünzerei, aber auch tiefes religiöses Heimweh weite Kreise beherrschen, während freudiges christliches Leben ringsum neu erblüht, tut Eines, das immer notwendig war, doppelt not. Auf den katholischen Künstler soll die volle, ganze katholische Lehre, das volle, ganze katholische Leben einwirken. Eine Angelegenheit von unersetzlichem Werte ist es, dass weite Künstlerkreise katholisch leben, katholisch praktizieren. Das ist ein Erlebnis sondergleichen, das innerstes Besitztum des Menschen wird, aber auch in seinem tiefsten Kern und Wesen von den Gesetzen der Natur und der Gnade beherrscht bleibt. Eine Forderung ersten Ranges geht dahin: dass die volle, ungeschwächte ka-

tholische Weltreligion mit ihrer ganzen Grösse, Tiefe und Schönheit den Künstler ergreife. Dann wird diese Religion auch zu einem obersten und innersten Gesetze seines Schaffens, mag er nun spezifisch religiöse oder profane Stoffe schöpferisch gestalten. — Die katholische Kritik hat das Recht, ein Werk auf die heiligen, Welt und Innenmenschen beherrschenden Gottesgesetze der Natur und der Uebernatur ernst zu prüfen: ja, es ist ihre heilige Pflicht. Andererseits genügt es freilich nicht, religiöse Grundsätze in literarischen Werken zu deklamieren und demonstrieren. Es muss der religiöse Stoff auch zum literarischen, ästhetischen Erlebnis des Künstlers geworden sein: dieser muss die schöpferische Kraft besitzen, ihn lebenswahr zu gestalten. Gerade die Universalität der katholischen Weltreligion, in der die Uebernatur auf der Natur aufbaut, plastische Wahrheit mit weiser Irenik sich verbindet, die Aszese der Innerlichkeit mit Kulturfreundlichkeit und Anpassungsfähigkeit an die verschiedenen Zeiten sich eint, befähigt den christlichen Künstler, tausend Wege zu den Bedürfnissen, Forderungen, zu dem Heimweh und Verlangen, zu der künstlerischen und kulturellen Eigenart seiner Zeit und seiner Nation zu finden. Die Religion engt die Künstlernatur nicht ein: sie weitet und verklärt sie. Sie schärft aber auch das Auge des Künstlers für die Schattenseiten und Niedergänge seiner Zeit: und so wirkt die Religionswahrheit für ihn befreiend. Gewiss hängt das künstlerische Schaffen zunächst nicht von entfalteten Einzelprogrammen ab. Doch können Programme und Zu-

sammenschlüsse, wenn sie nicht blosse Schablonen sind und der berechtigten Freiheit der Individualität Raum lassen, befruchtend wirken. Nur darf man künstlerische Persönlichkeiten in keine engere Schule zwängen wollen, die ihrer Eigenart bei allem katholischen Sinn nicht zusagt.

Es tut not, kraftvolle Individualitäten sich frei und freudig entwickeln zu lassen, für das Ganze ihrer Werke ein liebevolles Verständnis zu bewahren und bei aller berechtigten Kritik von Entgleisungen, Irrungen oder manirierten Nachahmungen, ja auch bei Ablehnung ganzer Werke — nicht gleich die katholische Gesinnung der schaffenden Geister zu verdächtigen und die Persönlichkeiten zu verbittern. Das Hämische und höhnisch oder burschikos Absprechende der Kritik ist immer ein Hineinjagen von Füchsen mit brennenden Schwänzen in die Kornfelder — der eigenen Leute.

Ich hoffe — trotz aller gegenteiligen Versicherungen —, dass auf diesem Boden eine Einigung im Literaturstreit zu finden ist, — wenigstens für die positiv schöpferische Zusammenarbeit. Lassen wir jetzt dieser Ruhe und warten wir ab.

Ich wandere durch eine lange Strasse. Die Umgebung zieht mich wenig an. Aber mit den allgemeinen Gedanken steigen nun die Erinnerungen an bestimmte Namen aufs lebhafteste in meinem Innern auf. Auch die Namen und Persönlichkeiten drängen zur Stellungnahme. Stille durchging ich die letzte Phase des Meinungsaustausches.

Ich habe bereits in den letzte Weihnacht erschienenen „Wartburgfahrten“ dem Programme Kraliks: die volle, ganze katholische Religion, das ungeschwächte Leben der Kirche müsse auf das Leben und schöpferische Gestalten der Dichter ganzen Einfluss gewinnen — freudig zugestimmt. Es war diese programmatische Auffassung stets auch meine eigene. Aus eben diesem Geiste ging auch meine Kritik gegenüber Muth und „Hochland“ hervor. Kralik hat seither in seiner Schrift „Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart“ (Habbel, Regensburg 1909) sein Programm positiv und kritisch weiter entfaltet. Mit Recht tadelt Kralik eine Literaturrichtung, welche ein verschwommenes Ueberkonfessionelles an Stelle der katholischen Fülle als Nährboden einer neuen Literatur betrachtet. Er scheint mir aber die Persönlichkeit Muths zu schroff zu beurteilen. Ein Mann, der wie Muth religiös praktiziert und für die Kirche begeistert ist, wird sicher bei Anerkennung seiner vielfachen Verdienste einem tief begründeten und vielseitigen Verlangen positiv entgegenkommen: den sensus catholicus noch leuchtender und wärmer, klar und bestimmt durch seine sonst so bedeutsame Monatsschrift strahlen zu lassen, falls ihm reiche Mitarbeit unter eben diesen Gesichtspunkten von literarischem Werte wieder und neu ersteht. Bei ruhiger Verhandlung sind die Gegensätze nicht so unheilbar, wie Kralik meint. Er wird ab und zu gegen Muth und auch gegen andere, zum Beispiel Handel-Mazzetti, hinsichtlich „Meinrad Helmperger denkwürdiges Jahr“, ungerecht.

Auch hätte ich gewünscht, dass Kralik als praktizierender Katholik und bei der Schärfe seiner Fragestellung das Uebernatürliche der Offenbarungsreligion, das objektiv Wahre und Tatsächliche derselben gegenüber der Kulturreligion der Griechen noch schärfer und klarer hervorgehoben hätte, so zum Beispiel auch in der eigenen Konversionsgeschichte, auf die er doch gerade für die aufgeworfene Problemfrage Gewicht legt. Es kann ja nur ein voller praktizierender Lebenskatholizismus, nicht bloss ein Literaturkatholizismus, hier in Frage kommen. Wohl aber betont Kralik mit Recht: dass nichtkatholische geniale Geister sich in besten Stunden und Werken geistig literarisch in die katholische Religion einlebten und so in einem gewissen Sinne wenigstens christliche Gaben spendeten.

Muth darf den ganzen Ernst einer Wiedergeburt der Dichtung aus der vollen katholischen Wahrheit, Schönheit und Lebensfülle ja nicht als programmatische Deklamation betrachten: es handelt sich um eine grosse, tiefgreifende Lebensfrage. Seine trefflichen Kritiken gewinnen dann. Die ausserordentliche Fülle und Feinheit des vom „Hochland" dargebotenen Stoffes, die zahllosen Anregungen und Förderungen, die von der Monatsschrift ausgehen, ihr grosses Verständnis für die Zeit, werden neu befruchtet und erst voll wirksam.

Expeditus Schmidt spricht immer vom Leben, vom allgemein christlichen, vom nationalen als Nährboden der Dichtung. Aber eben gerade in dem vollen, frischen Leben hat sich die ganze katholische Religion in ihrer

Harmonie und Fülle geltend zu machen. Dann gewinnt der Künstler erst recht ein tieferes und überlegenes Verständnis seiner Zeit und Nation und für sich selbst ein eigenes, selbständiges, nicht von dem Hauche einer jeden Richtung charakterlos wieder verändertes Sich-einleben in seine Zeit.

P. Alexander Baumgartner schreibt mit Recht: „Der Dichter ist durchaus keine göttliche Person . . ., die aus ihrer Persönlichkeit heraus nach innerem ungeschriebenen Gesetze Werke schafft, sondern ein Sterblicher, wie wir andern alle, den Gesetzen der physischen und der moralischen Welt, den Gesetzen der Natur und der Gnade unterworfen, ein Sprosse seiner Familie, seiner Heimat, seiner Rasse, ein Kind seiner Zeit, seiner Religion und Konfession, seiner Bildung und Erziehung, abhängig von den tausend Einzelheiten, die ein Zeitalter konstituieren. Wie religiöse und politische Programme, können deshalb auch literarische Programme mannigfachen Einfluss, sei es mittelbar oder unmittelbar, auf den Dichter ausüben. Noch viel grösser kann dieser Einfluss sein, wo es sich nicht gerade um einen ausserordentlichen Genius handelt, sondern um den allgemeinen Strom der Literatur, in welchem die Dichter und Schriftsteller zu Tausenden auftauchen.

„In einer Zeit, wo das Licht des hl. katholischen Glaubens von Millionen gewichen ist, wo gelehrte Sophisten mit dem Namen des Welterlösers wie mit einer gehaltlosen Niete spielen, wo Rationalismus und

Pantheismus alles Christentum aus Wissenschaft und Leben verdrängen, die Literatur aller Zucht und Sitte spottet, der Triumph des Nackten in Kunst und Leben die tiefste sittliche Degradation verkündet, da ist es gewiss an der Zeit, die Mitlebenden durch klare und feste Programme an die erhabenen Ziele des Lebens und der Literatur zu erinnern und sie zu praktischer Betätigung dafür zusammenzuscharen, vor allem den zerfahrenen, revolutionären Zeitgeist an die ewigen Schranken des intellektuellen wie des sittlichen und ästhetischen Lebens zu mahnen."

Ich führe diese herrlichen Worte an, um ihnen lebhaft zuzustimmen. Ich hege aber die feste Ueberzeugung, dass sie im Zusammenhang mit noch so scharfen Kritiken weit besser gewirkt hätten, wenn gewisse Untertöne der Sympathie und des Verständnisses für viele wertvolle literarische kritische und organisatorische Verdienste Muths mitgespielt hätten. Diese kann man ihm einfach nicht absprechen. Diese Auffassung wurde mir auf meiner späteren Reise, in die der Literaturstreit immer wieder hineinklang, von verschiedenartigster Seite, auch aus hohen kirchlichen Kreisen und von Ordensgenossen des vielverdienten Literaturhistorikers bestätigt. — — — —

Auf das gegen meine Ausführungen von Muth geschriebene Kapitel: Theologie und Dichtkunst in seiner Schrift „Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis" hatte ich bereits vor meiner Reise (in Nr. 29 der „Kirchenzeitung")

ausführlich geantwortet. (Ich verweise hier auf jene Darlegungen zurück: Nr. 29, S. 313—315 und 316.) Jene Auseinandersetzungen, sowie mündlicher Gedankenaustausch in München bestärken mich in der Hoffnung: dass die grundsätzlichen, von den „Gral"-Leuten, Alexander Baumgartner und mir selbst gewagten Kritiken gegenüber „Hochland" bei Karl Muth Verständnis finden werden. Nur muss sich gerechterweise mit dieser Kritik auch ein Verständnis verbinden für Muths literarische Irenik, für seine Kenntnis der Strömungen der Jetztzeit, für seine Gabe, sichentfaltende Talente zu fördern und anzuziehen, für die geschickte Organisationskraft und reichste Vielseitigkeit in der Leitung seiner Zeitschrift. Kralik meint in seiner Schrift: „Die katholische Literaturbewegung der Gegenwart": meine grundsätzlichen Auseinandersetzungen in den „Wartburgfahrten", denen er zustimmt, liessen sich nicht mit meinen Hoffnungen vereinbaren. Warum hat er denn selbst vor nicht langer Zeit einen Friedensvorschlag gemacht? Kraliks Buch wäre auch wirksamer geworden, wenn es mit etwas weniger Ich-Akzenten geschrieben wäre. Umgekehrt hat aber Muth in seiner neuesten Broschüre „Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis" infolge seiner übermässigen Furcht vor katholischer Tendenz und mit einer gewissen Nervosität in dem Kapitel: „Von schaffenden Autoren" den österreichischen Dichtern in mancher Hinsicht durch eine übertriebene und einseitige Kritik Unrecht getan. In interessanter Weise hat Redaktor G. Baumberger in der literarischen

Sektion des schweizerischen Katholikentages in Zug nachgewiesen, dass Muth sich nicht genügend in das jungfrische, neue katholische und nationale Leben Oesterreichs hineingefühlt und hineingelebt habe. Niemand verargt ihm ernste Kritik; aber es war doch etwas mehr als Kritik. Mögen die „Gral"-Leute jungfrisch weiterarbeiten, positiv, kritisch, irenisch, mögen sie sich aber auch ja nicht allen literarischen Kritiken Muths verschliessen! Ich besitze ausführliche Briefe aus „Gral"-Kreisen, die mich in diesen Gedanken bestärken. Möge „Hochland" zu dem vielen kulturell und auch religiös Grossen, das es bisher geleistet hat, Neues hinzufügen. Möge die starke kulturelle Zeitschrift auch eine edle, starke Kritik ertragen und sich von ihr befruchten lassen! Wir dürfen „Hochland" nicht missen! — So gestalteten sich meine Reisegedanken zum Literaturstreit. Das eine und andere lässt sich später in Rezensionen sagen. Ueber Handel-Mazzettis Romane habe ich mich übrigens in den „Wartburgfahrten" S. 116—118: hinsichtlich des Grossen und Einzigen derselben, über „Jesse und Maria" aber auch mit ernster Kritik einiger Hauptmomente ausgesprochen. Die Schriftstellerin hat mir auf diese Ausführungen wiederholt in einer Weise geantwortet, die beweist, dass die grosse Künstlerin nicht bloss für das vielseitige, gerechte, höchste Lob, sondern auch ernsten literarischen und religiösen Kritiken — auch eines Theologen, der sich um Literaturfragen interessiert — in edelster Weise zugänglich ist. Ueber modernen Impressionismus, Realis-

mus und Hyperrealismus versuchte ich in den „Wartburgfahrten“ (Seite 240—254) negativ und positiv mit einer Betrachtung über den Realismus und Idealismus der Heiligen Schrift ein Urteil zu gewinnen. (Seite 242 bis 245.) Ebendort wagte ich auch kritische Gedanken über Nanny Lambrechts Roman: „Armsünderin“, von dem freilich damals erst wenige Lieferungen erschienen waren. Eine Ergänzung erschien in der „Kirchenzeitung“ Seite 316. Ich stelle hier jene Gedanken mit meinen Frankfurter-Vergleichungen und Gewissenserforschungen zusammen, weil mir wiederholt der Wunsch nahegelegt wurde, mich noch einmal in einem Gesamtüberblick zur Literaturfrage auszusprechen. Alles ist zugleich Echo meiner Betrachtungen vor Overbecks Bild und anderer stillen Frankfurterstunden. — — — — —

Ich wanderte neuerdings von Strasse zu Strasse, wieder dem Mainstrande zu.

Zwei Gedanken klangen mir noch lange und für meine ganze Reise nach. Der erste? Weder möge Muth die aufblühenden Dichter durch seine Ueberkritik entmutigen, — noch möge man Muth selbst durch gänzliche Verkennung seiner Absichten, seines Werkes, seiner Eigenart und seiner katholischen Gesinnung entmutigen. Eine Mahnung der literarischen Beilage der „Kölnischen Volkszeitung“ ist dabei zu beachten: Heutzutage setzt sich ein katholischer Schriftsteller, der wirklich Tüchtiges schafft, trotz aller Kritik durch. Systematisches literarisches Vernichten und Totschweigen von

seite der einen oder andern Richtung kann freilich eine Zeitlang wesentlich schaden.

Der zweite Gedanke erstand aus einer still-ernsten Beschäftigung mit dem von Muth gemünzten Worte: Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis.

Baumgartner schreibt: „Veremundus (Muth) wendet sich an das den Protestanten geläufige religiöse ‚Erleben'."

Ist denn da keine Einigung erzielbar? Hier ist das Distinguo an seinem Platze.

Man kann sich unter „religiösem Erlebnis" eine von jedem strengen Gottesgesetze der Natur und der Gnade frei und unabhängig gedachte Innerlichkeit und religiöse Gemütsstimmung vorstellen, die die klaren religiösen Begriffe und Wahrheiten ablehnt. Das als Nährboden katholischen Literaturschaffens bezeichnen, wäre unkatholisch und unkünstlerisch. In diesem Sinne ist eine Wiedergeburt des katholischen Literaturschaffens aus dem religiösen Erlebnis unmöglich.

Man kann sich aber auch das „religiöse Erlebnis" anders denken. Facere veritatem — die Wahrheit tun — sagt der Heiland zu Nikodemus.

Der Dichter lässt die volle katholische Wahrheit und Schönheit auf Verstand, Willen, Gemüt einwirken. Er sucht sie in seinem inneren Charakter- und öffentlichen sozialen Leben praktisch durchzuführen. Das ist sein erstes, sein innerstes Erlebnis: er ist praktizierender Katholik.

Der Dichter lebt in seiner Zeit. Er verfolgt deren religiöse und kulturelle Strömungen. Er blickt tief in deren Schattenseiten, — er erkennt aber auch feinsinnig deren ihm innerlich verwandte Lichtseiten. Er schaut weitherzig das feine Gewebe der tausend lebendigen Fäden, die durch einander ziehen, sich verbinden und trennen. Er versteht seine Zeit. — Ein Erlebnis des Dichters! — Darum hat er auch seiner Zeit etwas zu sagen —: aus innerstem Drange, aus innerstem Bedürfnis. Er steht gewissermassen über seiner Zeit.

Der Dichter, der Künstler gewinnt ein innerliches Verhältnis zur Natur: er schaut sie nicht oder nicht bloss mit den Augen der Wissenschaft, nicht mit den Augen der täglichen Oberflächlichkeit oder der bloss allgemeinen Bewunderung: — er erlebt sie. Ich stand während meiner Reise auch auf der stillen Kikelhahnhöhe im Thüringerwald, vor der Gœthehütte, an deren Bretterwände der Dichter einst das Lied schrieb: Ueber allen Gipfeln ist Ruh'. . . . Erlebte Natur!

Der Dichter hat ein innerliches Verhältnis und Verständnis für das Leben seiner Nation, seiner Sprachgemeinschaft, seiner Rasse. Das allgemeine Weben und Streben der verschiedenartigsten Persönlichkeiten, Richtungen und Bewegungen geht ihm unbeschreiblich nahe: es zittert etwas von diesem Gemeinsamen durch seine Seele, wenn er auch gegen die eine und andere Bestrebung vielleicht wie ein feuriger Prophet sich aus innerstem Drange erhebt. — Erlebnis!

Der Dichter kennt die Sprache, die Kunst, Kunsteigenart und Kunstfortschritt seiner Zeit. Sie werden ihm unwillkürlich — die eigene. Nicht ist der wahre Dichter ein Sklave moderner Moden. Nicht läuft er dekadenten Extravaganzen nach, die er sich zu eigen macht, nachdem sie sich vielleicht wegen ihrer inneren Leere überlebt haben. Aber es kennt der Dichter jeder Zeit das Feinere, Eigenwertige, Neue, Frühlinghafte jeder Moderne, jeder Neuzeit. Er ist mit ihr Ringender!

Der Dichter assimiliert sich seinen bedeutungsvollen Stoff, — und was alles kann nicht im Lichte und in der Wärme des Dichtergemütes bedeutungsvoll werden? — er wird ihm zum zweiten Ich: er erlebt alles mit — nicht so, als ob er selber die Nachtseiten des Lebens, die er etwa zu schildern hat, persönlich-sündig geflissentlich durchlebte, — aber sein Stoff geht ihm nahe und verbindet sich mit seinem eigenen Leben, Ringen, Büssen, Aufwärtswandern, mit dem Reinigungs-, Erleuchtungs- und Einigungsweg, mit allen den kulturellen Bildungswegen seiner eigenen schönen Seele. Er ist im vollen Sinne Lebensbeobachter. Weil der Dichter katholisch ist und lebt, durchleuchten ihn die Gesetze, die Ideale, die dogmatische und philosophische Wahrheit der Religion, mittelbar oder unmittelbar: je nach dem Stoffe, wirken sie erwärmend, prüfend, sichtend, siegend. Sie werden so auch etwas vom Erlebnis des Dichters. Nicht predigt sich der Dichter: ich will jetzt katholisch dichten. Nicht frägt er sich jetzt reflex: welche Theologen, Philo-

sophen, Wissenschaftler will ich jetzt lesen, um korrekt zu dichten? — Was er vielleicht aus allen möglichen Gebieten zu lesen hatte, sagten ihm Stoffwahl, Stoff und inneres Bedürfnis. Vieles Theologische, Philosophische, Religiöse, das er längst gelesen hat und vielleicht jetzt liest, das er als treuer Katholik innerlich verarbeitet hat und noch verarbeitet, wirkt aber mit. Es geht an ihm jetzt das Wort des Herrn in Erfüllung: Aus der Fülle des Herzens spricht der Mund —: Erlebnis. Auch die volle katholische Religion spricht jetzt irgendwie mit aus seinem Herzen, deklamiert aber nicht, demonstriert aber nicht, — sie spricht künstlerisch.

Der Dichter dichtet auch nicht nach Literaturprogrammen, wie nach Rezepten. Aber sie wirken in ihm lebendig nach.

Den Dichter bewegt — die Liebe. Er schaut alles in einem gewissen Sinne: charitativ. Auch für den Dichter ist es ein Erstgesetz: Und wenn ich alle Sprachen der Menschen und der Engel redete, ich hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Darum kann auch der Dichter Augen haben für ausserordentliche Menschenschicksale, aus denen vielleicht Berufene die Seelen und ihren Notschrei nicht verstehen oder nur halb verstehen und so ungeheuerliche Konflikte veranlassen —: der Dichter verfolgt oft ein Menschenleben auf allen Wegen des Niederganges, des Zerschmettertwerdens, des Sichaufbäumens — oder des Duldens, des Sühnens, des Gerettetwerdens auf ausserordentlichen Wegen des Heils. Die Liebe hat

ihm diese Augen gegeben. Und man muss bei aller oft strengen Kritik — doch auch Augen für diese Liebe haben, selbst wenn uns auf den ersten Blick gar vieles nicht gefallen will.

Der Dichter hat, wenn er hineingreift ins volle Menschenleben, nicht selten einen geheimnisvollen Blick für jene grosse Wahrheit, die Thomas von Aquin in seinem Traktate über die Vorsehung mit dem überraschenden Worte schildert: Die tiefste Ursache aller Werke Gottes und aller Erdenschicksale ist — die Barmherzigkeit, die überströmende Liebe.

Haben wir immer Augen genug für dieses Geheimnis der Religion und der Dichtung? — Der christliche Dichter allein entdeckt es für das Literaturschaffen — rein, — oft auch noch mit vielem Wertlosen vermischt.

Ich hoffe bestimmt: Muth werde mich nun trotz unserer Kontroverse verstehen, und hier könnten auch „Gral"-Leute und Muth-Leute eine Begegnung finden. — — — — — — — — —

Diese Liebe des Dichters zu den Menschen sucht gerne ausserordentliche Menschenschicksale für ihre schöpferische Darstellung. Wenn nun die edle, reine, geistige Liebe des Dichters für ein Menschenkind, das von den Schicksalen des Niederganges zermalmt wird, uns etwa eben dieses Menschenkind literarisch-schöpferisch schildert — als sündig, — verführt und selber verführend, — als gestraft, — als redlich heimkehrend, aber von falscher Selbstgerechtigkeit, Ueberstrenge, Pha-

risäertum und der Schwachheit derer, die dieses alles hindern könnten, ausgestossen und in Verzweiflung getrieben, — wenn uns der Dichter dieses arme Menschenwesen im neuen jähen, von anderen mehr als von ihm selbst verschuldeten Sturz in die Tiefe realistisch zeichnet, aber auch dessen neues Ringen nach oben, uns endlich seinen vollen tragischen Untergang für diese Welt erleben lässt, während Hoffnungslicht aufleuchtet für die seelische Rettung auf ausserordentlichen Wegen des Heiles, — — dann hat der Künstler ein wahrhaft grosses Problem berührt. Doch darf er dabei in die Nacht, in das Hässliche sich nicht verlieben, die Realistik soll nicht die Szenen der Sünde, die ja der christliche Dichter verwirft, in einer derartigen Schwüle und Anstössigkeit schildern, dass das sittliche Gefühl tief verletzt wird —: das christliche Sittengesetz soll sich auch in den Schilderungen der Nacht irgendwie siegend geltend machen.

Ich beschäftigte mich lange — angeregt vom Städelschen Museum und dessen Licht- und Nachtbilder vergleichend — mit diesen Gedanken, die einem ohnehin in jeder Grosstadt aufsteigen. Dies ist nun auch das Problem in Nanny Lambrechts viel besprochenem Roman: „Armsünderin.“ Ein Scheidbacher Kesselflickermädchen ist mehr als andere seiner Abkunft unter die Bauernfamilien des Dorfes Mohren gekommen. Mit einem Gemisch von Liederlichkeit und edlerem Sehnen umgarnt es förmlich einen blutjungen Bauernburschen der reichen Hottenbacherfamilie.

Er verführt sie, lässt sie aber brutal in Schande und Not. Sie muss als Büsserin lebenslänglich im Armensünderstühlchen der Gemeinde knien. Nachdem sie nach jämmerlicher Not leidliche Unterkunft gefunden, unterzieht sie sich trotz Schikanen und Brutalitäten der Bauern und der Kinderwelt gegen sie und ihr Kleines der Strafe. Als sie aber gewahr werden muss, dass die Augen des eigenen Kindes die Strafschande der Mutter allmählich erkennen, bricht ein furchtbarer Sturm in ihrem Gemüte los. Sie versucht alles und jedes, um die Lösung von der Busse im Interesse des Kindes zu erlangen. Den innersten Seelen-Notschrei Jules Fucks versteht aber niemand. Bäuerische Hartherzigkeit, Selbstgerechtigkeit, der innere Kampf des Pfarrers zwischen Mitleid, Disziplinstrenge und schwacher Rücksicht auf die Bauernmagnaten, der nie zum Austrag kommt, endlich der unweise Uebereifer des jungen, unerfahrenen Kaplans und dessen einseitige, freilich aus Irrtum und augenblicklicher Verlegenheit an der Kommunionbank hervorgegangene Betonung des äussern Forums ohne Rücksicht auf die wirklich im Stillen geleistete Beicht der Büsserin, hemmen die Barmherzigkeit. Da bricht das Gewalttätige, der Leidenschaftssturm der Verzweiflung in der Armsünderin Jules Fuck hervor. Sie stürzt wieder — von allen trotz redlicher Busse scheinbar verstossen — in die wilde Scheidbachergesellschaft. Neue Fanggarne der sittlichen Gemeinheit aber zerreisst sie immer wieder. Der in namenlosem Elende und Seelensturm Zerrütteten verspricht endlich der Pfarrer die

Vermittlung des Bischofs. In einer verworrenen Sakristeiszene fleht sie als Bekennerin um des obersten Hirten Lösung. Der Bischof nimmt sich ihrer an. Die Erzählung lässt durchblicken: bei einer Strafversetzung des alten Pfarrers wird die Gelegenheit zur Lösung der Gemeindebusse kommen. „Im ernsten tiefen Blicke des Bischofes liest der Pfarrer auch die Geschichte einer armen Sünderin — so ganz anders.“ „Herr und Heiland. Hat er, der Pfarrer, geirrt? In den alternden Priester, der sonst viele Beweise der Pflichttreue und eines edeln Herzens gegeben hat, kommt ein Schwanken und Wanken. Wie den Eichbäumen, die der Sturm zerbricht, so geht ihm das ans Mark. Sein gläsernes Pflichtbewusstsein zersplittert.“ „Da erst hört Jule, die Armsünderin, die atemlos lauscht, ein Sprechen. Mild und gut. ‚Meine Tochter, steh' auf! Bete und vertraue auf Gott und — warte.‘“ . . . Ihre Seele ist aber nicht fein genug, um aus den Worten des Bischofes die trostvolle Hoffnung zu lesen. . .“ „Der Pastor weiss, es ist seine Verdammung. Man wird ihm in einem Klösterlein eine Ruheanstandsstelle geben.“ — Neue Not der Armsünderin. Neue Gefahr für Jule Fuck. Aber sie bleibt sittlich standhaft. Da zertrümmert ein Wildsturm ihr Zufluchtshäuschen, das eben ein verdächtiger Winkeladvokat vom Eigentümer kaufen will. Sie stirbt mit ihrem Kinde in der zusammenbrechenden Hütte — unter dem lauten Beten der Litanei von der immerwährenden Hilfe. Es ist das Endgebet einer in vollkommener Liebe und Reue sich reinigen-

den, büssenden Seele, die Furchtbares, unmenschlich, unerträglich Hartes getragen hat. So werden zwei Seelen gerettet werden im Untergange. — Ende.

Ich habe jetzt den leuchtenden Schlussgedanken etwas heller strahlen lassen, als es die Schriftstellerin unmittelbar tut.

So wird die Armsünderin zur Heldin.

Das Problem beschäftigte mich auf der ganzen Reise. Während ich meine Gedanken hier entfalte, stosse ich gerade auf zwei unabhängige Kritiken zweier katholischer Literaten. Redaktor Schnyder, der auch Tadel für gewisse Partien des Romanes hat, schreibt im Luzerner „Vaterland", Nr. 215, 1909: „Ueber all dem Kämpfen und Ringen, über all dem Unrecht und Unglück, über aller Verfolgung und allem Elend, über Schuld und Sühne leuchtet das Eine, Grosse, das dem Menschenherzen den Ewigkeitsadel aufdrückt: die Liebe. Sie leuchtet über Sieg und Untergang, die Liebe, die nichts gemein hat mit Erotik, auch wenig mit Humanität, sondern mit Gottes Geist gezeichnet ist." Am Schlusse der Rezension fügt er die Worte bei: „Wie oft wird . . . gegenüber den Gefallenen gesündigt! Das Buch predigt keine Humanitätsduselei, aber auch nicht die Frechheiten einer Ellen Key und ihrer Berliner Frauengefolgschaft; das Buch predigt Leben, Schuld und Sühne, und wo die Sühne weit über die Schuld hinausgeht, die schwere Sünde und das Verbrechen geistig stolzer Menschen an der Liebe. Darin, dass die Sühne (durch der Menschen Irrtum) über die Schuld hinaus-

geht, liegt das, was wir als tragisch empfinden: die bittere Not des Herzens, das unsagbare Leid. Dass die Heldin durch dieses ihre Schuld hundertmal sühnende Leiden (endgültig) nicht zur Verzweiflung getrieben wird, sondern in die Höhe und zur Erlösung geführt wird, darin liegt die religiöse Kraft und Wahrheit des Buches."

So die Kritik eines katholischen Laien. Ich füge dazu die Worte eines anderen katholischen Laien: Dr. Cardauns, der über das Problem ähnlich denkt, schreibt in einer Rezension der Literarischen Beilage der „Kölnischen Volkszeitung": „Man hat Anstoss genommen an der Zeichnung der beiden Priester. Die Aengstlichkeit in dieser Beziehung geht zuweilen bis zur Lächerlichkeit. Hat mir doch einmal ein Kritiker den Text gelesen, weil ich in einem Novellchen über den Kellermeister Werinbold, einen prächtigen geistlichen Herrn aus dem 13. Jahrhundert, einen Dechanten klagen liess, es gebe auch schlechte Kellermeister — das untergrabe die Achtung vor dem geistlichen Stand! Viel eher leidet sie Schaden, wenn man dem Volke den Glauben beizubringen versucht, die ganze Geistlichkeit bestehe nur aus Heiligen; passiert dann einmal etwas Unheiliges, dann ist die Wirkung um so schlimmer. Auch im vorliegenden Falle teile ich die Verstimmung über diese beiden geistlichen Porträts a n s i c h nicht. Dass ein weltunkundiges ‚Kaplänchen', trotz guten Willens und aufrichtiger Frömmigkeit, bei Beginn seiner Seelsorgetätigkeit ohne sorgfältige Aufsicht grosse Unklugheiten begeht, versteht sich eigentlich von selbst,

und der derbe Bauernpastor ist, abgesehen von seiner Schwäche gegen die Pharisäer seiner Gemeinde, doch eigentlich eine famose Figur. Weit bedenklicher als diese Einzelfiguren scheint mir das Gesamtbild, das N. L. hier von einem katholischen Dorfe entwirft. Es fehlt nicht ganz an freundlichen Zügen, aber sie verschwinden in der Masse des Unerfreulichen oder direkt Hässlichen und Gemeinen: fast ausnahmslos sind diese Bauern und Bäuerinnen dumme und rohe Arbeitstiere, kirchlich, aber nicht aufrichtig fromm, ihr Gebet ein Lippendienst — einige realistische Kirchenszenen wirken direkt verletzend — ihre Anschauungen über geschlechtliche Sittlichkeit äusserst lax, um an einem bestimmten Punkt in grausamste Härte umzuschlagen, die Kirche ohnmächtig gegenüber dem Pharisäismus. Gewiss, es gibt solche Dörfer, aber beim Mangel eines Gegengewichts wird der Leser gedrängt, dieses Dorf als typisch aufzufassen, und das wäre ein schweres Unrecht. Aber das ist ja eben der auch in der ‚Statuendame' so peinlich hervortretende Grundfehler Lambrechtscher Schilderung: Sie macht es wie die ‚Armeleutsmaler', sie hat eine wahre Leidenschaft für das Hässliche, Wüste —: ‚manches schwer Geniessbare, unerfreulich Herbe, ja Brutale' hat auch die ‚Hochlands'-Redaktion in ihrer ‚Armsünderin' gefunden, — N. L. schwelgt in den dunklen Farben, so selten ein freundliches helles Licht! Und das ist jammerschade. Welche wunderbaren Bilder rheinischen Volkslebens könnte sie uns malen, mit ihrer scharfen Beobachtung, ihrer zeichnerischen

und koloristischen Meisterschaft, ihrer realistischen Plastik, wenn sie sich nur entschliessen wollte, mit offenen Augen auf das Gute, Schöne zu sehen und andere es sehen zu lassen. Sie könnte es, das zeigen einzelne Stellen, aber sie gehen unter in der pessimistischen Flut.“ Treffend gesagt!

Ich wanderte durch die Strassen der Stadt. Innerlich pochte und lebte alles. Allmählich drängte sich mir die innere Bewegung in wenige Gedanken zusammen. Ich sagte mir: ich möchte sie gleichsam numeriert, wie an der Wandtafel, schreiben, weil manche Leute heutzutage bei der Behandlung derartiger heikler Fragen auf mögliche Missverständnisse geradezu Jagd machen. 1. Ich hatte in den „Wartburgfahrten“ den Satz hingeschrieben: Bald nach dem Beginn des Romans . . . erleben wir eine Szene weitgehendster Realistik recht schwüler Art. Die impressionistische Wiedergabe des rohen Vorganges — es handelt sich um eine zweifelhafte Szene zwischen einem Bauernburschen und einem Kesselflickermädchen — geht zu weit, viel zu weit, rein ästhetisch und ethisch betrachtet. . . Zwar fühlt es der tieferblickende Leser heraus: die Schriftstellerin will nicht niedrig wirken. Ein edleres Abstandnehmen leuchtet wohltätig durch. Ich halte dieses Urteil auch nach Lesung des ganzen Romans aufrecht, da nicht nur der konfliktbegründende Anfang, sondern auch Entfaltung und Schluss vorliegen. Die Schilderung verletzt oft förmlich. Doch mildert sich der Eindruck, weil jetzt die Teile aus dem Ganzen beurteilt werden kön-

nen. Aehnliche ernste kritische Urteile wären noch über viele andere Stellen zu fällen: Hyperrealismus! 2. Der Grundgedanke des Romans wird ungesucht zu einer gewaltigen Predigt der barmherzigen Liebe gegenüber Gefallenen, Verkannten, Ausgestossenen, den Proletariern, zu einer Predigt des liebevollen Verständnisses der inneren Seelennot, des Aufschreies des tiefsten Gemütes in Menschen auch der niedrigsten und verachtetsten Klasse, zu einer Predigt gegenüber leichtsinnigen Verführern, die mit Menschen spielen. Hier predigt das volle Leben wuchtig, mächtig. Diese Predigt und dieser Protest gegen eine kleinliche, oberflächliche, harte oder gar pharisäisch selbstgerechte Behandlung eines Menschenwesen, die demselben die furchtbarsten Verzweiflungsstürme bereiten muss, das ebendeswegen in eine Versuchung und Verfolgung nach der anderen fällt, deren Besiegung Grossheldentum verlangt —: ist etwas künstlerisch und ethisch Grosses. Sie ist auch pastorell wertvoll. Die Schattenzeichnungen aus dem katholischen Leben und des Klerus — es ist zwar auch Licht dabei — darf aber bei Nanny Lambrecht nicht typisch werden. Nur ausserordentliche Schattenwege des Niederganges zu Problemen wählen, wäre ungerecht und auch unkünstlerisch und Zeichen eines nichtchristlichen Schriftstellerpessimismus. Wir erwarten einmal auch bei aller Tragik mehr Licht, mehr Sonne, auch Ausschnitte vollen, edlen katholischen Lebens, bei aller Menschlichkeit auch edle, grosse christliche Menschen. Sonst würde die Schriftstellerin

ungerecht und auch ethisch unwahr und gefährlich. Selbst diesem Roman höchster Tragik hätte mehr Licht keinen Eintrag getan. Der jetzige Schluss — beim Zusammenbruch des Hauses — wirkt vielleicht doch etwas wie ein deus ex machina. Einer etwa durch die neue, letzte Not in fieberhafte Todeskrankheit gefallenen Jule Fuck durch den im Grunde tief edeln, nun ebenfalls schwer geprüften und geläuterten, aus seiner Gemeinde ziehenden Pfarrer, der jetzt seinen Bischof voll verstanden hat, auch die kirchliche Aussöhnung bringen zu lassen, hätte nicht gegen den psychologischen Aufbau des Romans verstossen. Die Spendung der Wegzehrung in Todesnot mit der nun freilich zu spät befohlenen Befreiung vom Armensünderstühlchen — hätte einen tieferen Gegensatz zu der einst aus überängstlicher Verlegenheit des Kaplans entsprungenen Verweigerung des Corpus Domini an die Büsserin gebildet. Auch ein derartig milder Schluss wäre der Meisterschaft Lambrechtscher Realistik würdig gewesen. Ich schreibe das selbstverständlich nicht als Rezept für die Dichterin zu *diesem* Fall, sondern zum klareren, konkreteren Ausdruck meiner Kritik. — 3. Die Realistik der Charakterzeichnung und der Sprache, mit den überschwellenden Dialekteinschlägen ist vielfach übertrieben, manieriert, etwas dekadent, ab und zu aber auch aus der Stimmung des Romans heraus geradezu meisterlich. Man begreift so auch eine Reihe sonderbarer Sprachbildungen. — 4. Nicht nur die Realistik der Nacht mit leisem Sieg des Idealen und Religiösen, sondern auch das volle Strahlen-

lassen des Idealen aus aller Realistik der Niedergänge und Aufgänge soll im katholischen Literaturschaffen in die Erscheinung treten. Nanny Lambrechts Roman bezeichnet bei aller Grösse des Problems eine äusserste Grenze. Die moderne pointilliert-impressionistische Nacht-, Niedergangs- und Hintertreppenliteratur mit ihrem niederdrückend schwülen Gewölk aller Leidenschaft steht zu einem grossen Teil im schroffsten Gegensatze zur christlichen Religion und auch zum natürlichen Sittengesetze. Es wäre verfehlt und gefährlich, wenn die modernen christlichen Schriftsteller einseitig bei dieser Richtung in die Schule gingen, in formeller Hinsicht und für die psychologische Entwicklung. Religion, Tugend, Idealismus leben ebenfalls real in der Welt. Und der christliche Realistiker möge auch dafür bei aller menschlichen Konkretheit seiner Menschenschilderung — Augen haben — und Selbstständigkeit genug, um nicht dekadenten Moden unter Einbusse des Ideal-Christlichen zu verfallen.

Der Dialektgebrauch im Roman der Nanny Lambrecht ist vielfach begründet. Doch überschwemmt und übersaart er da und dort und wirkt störend. Ich verurteile den untermischten Dialektgebrauch nicht durchaus. Aber diese Mischung sei Ausnahme. Es sollte auch möglich sein, in edelm Schriftdeutsch die wahren und echten Fortschritte moderner Realistik, Farben- und Gemütsmalerei schöpferisch und individuell geprägt

für grosse Probleme zu entfalten. Gerade dieser Zwang würde vor manchen tollen Einseitigkeiten bewahren. Es ist das auch für den bleibenden Wert der Literaturwerke zu wünschen. Da liesse sich wieder manches bei Gœthe lernen. Problem und Problemlösung auch des in vielfacher Hinsicht tadelnswerten Lambrechtschen Romans stehen aber inhaltlich weit über Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren.

Nach allen diesen Hinsichten tut das ungehemmte, ungeschwächte, lebensfrohe, farbenfrische Einwirken der vollen katholischen Religion auf unsere Künstlerkreise unendlich gut. Ehre dem, der dafür irgendwie arbeitet!

Und ich sagte mir: das sind die Gedanken, die ich als Theologe, als Ireniker, als Literaturfreund gleichsam an die Wandtafel wie ein Resultat langen innern Denkens und Ringens schreiben möchte. Als Einsamer?

Mögen andere die ihrigen anschreiben. Mögen die christlichen Literarkritiker und Dichter selbst die Endresultate des jetzigen Streites klar und bestimmt prägen — sine ira! Vielleicht finden wir dann bei der Vergleichung der Tafeln doch einen gemeinsamen Goldgrund inneren Denkens, Wollens und Fühlens, auf den alle auftragen, der bei allen durchleuchtet. Er ist — zum Teil wenigstens — bereits gefunden. Am meisten wird ihn die positive Weiterarbeit zeigen.

Ich war unter derartigen Gedanken über die Literaturfrage, die ich hier etwas weitergesponnen habe,

— innerlich erregt und bewegt durch mehrere Strassen der Stadt gelaufen, — ich sah nichts als diese Probleme. Die Gegenwart bestärkt meine Lösung. Am stillen Hochstrande des Main, während tief unten die Werften lagen, wurde ich ruhig und schaute dem Getriebe zu.

III. Frankfurter-Erlebnisse. Verschiedenartige Frankfurterbilder.

Ich wandere am Mainufer weiter. Eine überraschend lange Reihe von Lastschiffen ist eben zur Abfahrt stromaufwärts bereit. Die wuchtigen kleinen Dampfer beginnen die Arbeit. Die schweren Kähne und Lastschiffe folgen. Eine im Maingrund liegende Kette, die über die Rollen der Schiffe läuft, bewahrt der langen Schlepplast Raum und Richtung im Tiefgang des Flusses. Viele Hände sind bei der Abfahrt tätig. Ein prächtiges Arbeitsbild voll Frische und Ruhe zugleich.

Ich wandere über eine alte Steinbrücke. An einem Riesenpfeiler hat sich eine Halbinsel mit einer frischgrünen Aue und reichlichem Gebüsch im Laufe der Jahrhunderte angesetzt. Eben landet ein Mann eine Kinderschar am Ufer der weit in den Main reichenden schmalen Inselflur. Er schien mir ein Arbeitervater zu sein, der den Grosstadtkindern einen Abend unter Blumen und Frischgrün schenken wollte. Ein Bildchen zum Malen. Jubelnd eilen die Kleinen ins hohe grüne Gras und pflücken stürmisch von den vielen goldenen Blumen, die aus der Flur ihnen freudig leuchten. Stille

sitzt der Vater im angelegten Kahn und freut sich über die Freude der Seinen. Eben fahren die vielen Lastkähne an diesem stillen Ruhebilde vorbei.

Ein soziales Bild voll freundlicher Heiterkeit! Die liebliche Szene erinnerte mich aber an ein anderes Erlebnis mit düsterern sozialen Farben. Es war während eines Frankfurterbesuches vor mehreren Jahren. Auf Kreuz- und Querfahrten durch die Stadt geriet ich um die Mittagsstunde in ein schönes Quartier, in dem aber weit und breit kein Hotel zu finden war, mit Ausnahme eines erstklassigen ohne Restaurant. So kehrte ich nach einigem Besinnen in den grossen, freundlichen Saal einer nahen Volksküche ein. Ich sass nur kurze Zeit an einem sauberen Tisch und verzehrte ein einfaches Mittagsmahl, da setzen sich zwei Arbeiter zu mir, bleichen Gesichtes, düsteren Auges. Eine Stillpause trat ein. Der schwarzhaarige, jüngere Mann zieht sein ausgelöschtes Pfeifchen aus dem Mund, stopft es mit schlechtem Tabak und wirft mürrisch das Wort hin: „Dies und ein Glas Limonade ist heute mein ganzes Mittagessen.“ Sein Nachbar bestätigte mit milderen Worten für sich selbst dasselbe Schicksal. „Sie haben gegenwärtig keine Arbeit?“ — Die Frage erschloss mir Mund und Herz der beiden Männer. Es waren Leute mittleren Alters, ohne bestimmten Beruf, die da und dort Aushilfe leisten. Sie erzählten mir von langer arbeitsloser Zeit mit all ihrer Not und Schwermut. Ich versuchte auf die delikateste Weise den beiden ein Mittagessen anzubieten. Der jüngere, blondhaarige Tisch-

genosse nickte freundlich zu: ein leises Lächeln spielte über die Lippen. Sein Kamerad mit dem derben, scharfgeschnittenen Kopfe, auf dem struppiges Schwarzhaar wucherte, tat einige kräftige Qualmzüge aus seiner Pfeife, legte sie heftig auf den Tisch und stiess die Worte heraus: „Ich will kein Almosen, ich will Recht. Lieber verhungere ich!“ In solchen Augenblicken wäre eine theologische Disputation über das Almosen schlecht angebracht. Ich erwiderte: „Es soll kein Almosen sein, ein Freundschaftsdienst nur, damit Sie h e u t e zu Ihrem Rechte kommen.“ Es ging etwas wie eine leichte Wolke von dem Gesichte meines düsteren Gegenmannes. Der blonde Kumpan liess sich indessen sein Essen schmecken. Nach einiger Zeit machte auch der Spröde von seinem Rechte Gebrauch. Die Männer wurden gesprächig. Das volle Herz ging in den Mund über. Ich hatte Gelegenheit, allmählich einige religiöse Gedanken über Gott — Vorsehung — Leiden — Seele einzuflechten. „Ich bin Protestant,“ erwiderte der Blonde. „Aber ich glaube auch, dass der Gedanke an Gott den Menschen über vieles hinüberrettet.“ Jetzt blickte auch der schwarzhaarige Gegenmann von seinem Essen auf: „Ich — ich wäre Katholik.“ Ihm war schwerer beizukommen als dem milderen Freunde. Doch taute auch er allmählich auf. Ich durfte das Wort wagen: „Wir sind ehrliche Männer. Sie sehen, ich bin ein katholischer Priester. Beichten Sie wieder einmal; Sie kennen ja den Seelenfrieden nach einer guten Beicht. Damit ist noch nicht die ganze soziale Frage gelöst, — aber doch ein erstes

wichtiges Stück.“ Kein Spottwort kam über die Lippen der beiden Männer. Ich konnte als Fremdling noch manches Intimere sagen. Da trat plötzlich eine widerwärtige Tingeltangelmusik in den Saal, den indessen, ohne dass ich es bemerkt hatte, eine grosse Zahl von Gästen beinahe angefüllt hatte. Die Musikgesellschaft machte mir einen so zweifelhaften Eindruck, dass ich mich so schnell als möglich verabschiedete. Auf der Strasse regte sich aber ein leiser Vorwurf: die Sache wäre doch nicht so schlimm gewesen; du hättest dich den beiden Männern noch etwas länger widmen sollen. Ich schlenderte für einige Zeit in der Umgebung auf und ab, in der Hoffnung, die austretenden Männer wieder zu finden. Sie erschienen nicht. Aufs neue ward mir aber die Erfahrung bestätigt, wie manches Gute durch persönliches Nahetreten Verlassenen und Verstimmten gegenüber zu erreichen wäre. Ich dachte mit Freude an die Organisationen unserer Gesellenvereine, Jünglingsvereine, Arbeitervereine, an die christlichen Gewerkschaften, an die vielen Formen der Einzelseelsorge, des Hausbesuches, an die Möglichkeiten, ab und zu auch in nichtkatholischen Versammlungen christliche Grundsätze zu verkünden. . . Vielleicht könnten wir in taktisch-pädagogischer Hinsicht sogar das eine und andere von — der Heilsarmee lernen. Ueber den Vereinen vergesse man die still wirkende Privatseelsorge der gesellschaftlich Geächteten nicht, zu deren Wehe keine Vereinsseelsorge dringen kann. Schwermütige Bilder über das ganze Elend der Grosstadt umwölkten mein Gemüt. Die

Probleme der Nanny Lambrecht stiegen in städtischer Steigerung neuerdings in meinem Innern auf. Alles stimmte mich zu einem stillen Gebet.

Diese eilenden Fahrten gestatten mir keine vollständigere Beschreibung Frankfurts. Ich habe mich auch diesmal auf weniges beschränkt. Ich nächtigte im gastlichen Germania-Hotel. Der kleine, stille, schattige Garten, ins Häusergeenge eingedrängt, bot mir mit seiner abendlichen Einsamkeit eine schöne Stätte zum Breviergebet.

Dom — Römer — Gœthe-Haus wollte ich am anderen Morgen wieder einmal repetieren.

IV. Im Kaiserdom.

Kaum eine andere grosse spätgotische Kirche ist durch die Eigenart ihrer Architektur eines grossen einheitlichen malerischen Schmuckes so sehr bedürftig und fähig, wie der Frankfurter Dom. Nach dem verheerenden Brande vom 15. August 1867 begann allmählich eine grossartige Restauration. Der Altmeister Eduard von Steinle, der Architekt Professor Alexander Linemann und der hervorragende Kunstkenner und Stadtpfarrer Münzenberger haben die Wiederherstellung des Kaiserdomes zu einem einheitlichen Gesamtwerke, das seinesgleichen sucht, gestaltet. Eduard von Steinle ist unter den Nazarenern einer der originellsten, tiefsten und zugleich ein kraftvoller Künstler. Der Chor des Domes mit dem Goldlicht seiner Glasmalereipracht und

dem geheimnisvollen Innern hebt sich feierlich gegen den dunkeln Tempel ab. Am Triumphbogen erscheint Christus der Weltenrichter auf dem Regenbogen thronend, neben den Augen Schwert und Lilie, die apokalyptischen Symbole. Von da aus zieht Steinles gemaltes Te Deum durch den ganzen Kaiserdom. Mich fesselt immer ein grosses Gemälde an der Südwand des Querschiffes: Te sancta confitetur ecclesia — Dich bekennt die heilige Kirche. Hoch in den Wolken erscheint Gott der Dreieine. Zur Rechten des Vaters sitzt in Herrlichkeit mitherrschend der Sohn. Die Taube, des heiligen Geistes Sinnbild, küsst die in der Gemäldemitte sich kreuzenden Rechten des Vaters und des Sohnes. Eine originelle, treffliche Darstellung! Geheimnisvolle Engelscharen in grau-weiss gemalt umgeben die Gottheit. Heilige beten an. Einheit im Reichtum des Himmels! Der untere Teil des Bildes entfaltet die Einheit im Lebensreichtum der Erde. Vor einem gotischen Dom knien auf der Erde Kaiser und Papst, beide mit Volksgefolge, beide aufblickend zur himmlischen Einheit. Es schimmert der Gedanke des Sachsenspiegels aus dem Gemälde: „Zwei swert liz got in ertriche, zu beschirmene die cristenheit. Deme bapste ist gesaczt das geistliche, deme Kaiser das weltliche.“ Einheit im Reichtum des Erdenlebens! Das Gemälde ist im Wahl- und Krönungsdom auf die Idee des Kaisertums des heiligen römischen Reiches deutscher Nation eingestimmt. Es verkündet aber auch symbolisch für alle Zeiten die Einheit des Himmlischen und Irdischen, das interessive

Verhältnis von Kirche und Staat, den Freundschaftsbund zwischen Religion und Kultur. Ich erinnerte mich beim Betrachten des Gemäldes an die grosszügigen Vorlesungen P. Grisars zu Innsbruck über den Krönungsritus der mittelalterlichen Kaiser und die ihm zugrunde liegenden Ideen, und an die Vorträge des P. Beda Adlhoch, O. S. B., in Würzburg über die religiösen und kulturellen Gedanken der mittelalterlichen Kaiserzeit. Die Schilderungen Gœthes aus Wahrheit und Dichtung traten vor meine Seele in jener ganzen Unmittelbarkeit, mit der der gereifte Mann seine Erlebnisse als Knabe bei einem damaligen feierlichen Kaiseraufzug vom Dom in den Römer wiedergibt. Die im Blicke der Andächtigen liegenden Teile des Domes sind mit rein religiösen Malereien geschmückt. Die der versammelten Gemeinde im Rücken liegenden Teile behandeln, der Eigenart des Kaiserdomes entsprechend, Hauptmomente der Geschichte Frankfurts und seines Domes — das Konzil von Frankfurt 794 unter Karl dem Grossen, — die Versöhnung Otto I. mit seinem Bruder Heinrich in der Christnacht 941 in eben diesem Dome, — Konrad II., den Kreuzprediger Bernhard von Clairvaux 1147 nach der Dompredigt durch die Volksmenge tragend, — die Bestattung des Gegenkönigs Karl IV: Günthers von Schwarzenburg, im Dome zu Frankfurt 1349, — Kapristans, des berühmten Franziskaners, Busspredigt im Dome zu Frankfurt im Jahre 1454 auf seiner Rückkehr aus Böhmen und Oesterreich. Man hört die hallenden Schritte der Weltgeschichte durch den stillen Dom. Und was alles weiss

nicht die Weltgeschichte bis zum Werden der Neuzeit aus Frankfurt zu erzählen!

Die Dombilder luden zu denkenden Rückwärtsblicken. Draussen bei der Ila hatte in eben diesen Tagen Zeppelin mit seinem Zukunftsschiffe angelegt. — In der Scheidskapelle und in den Vorhallen zeigt der Historien- und Dogmatikmaler Steinle eine andere Seite seiner innerlich reichen Persönlichkeit: aus den dem Beschauer näherliegenden kleinern Gemälden, welche die Werke der leiblichen Barmherzigkeit und die geistlichen Gaben der Sakramente schildern, spricht eine wundersam ergreifende Gemütstiefe. Das ist wahrhaftig aus dem religiösen Erlebnisse geboren. Hier ist Steinle am meisten modern und doch durch und durch katholisch. Auch für die Ausmalung der Turmhalle hat der tiefreligiöse Künstler von seinem Allerbesten geschenkt: Einführungsbilder aus dem Alten und Neuen Testament: Ziehe deine Schuhe aus, denn wo du stehst, ist heiliges Land! — Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist! — Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht! — Aehnlich ist Sprache und Echo folgender Bilder: die Priester tragen die Bundeslade durch den Jordan. — Christus empfängt die klugen Jungfrauen. — Petrus verschliesst den Törichten die Himmelstür. — — Was für eine Fülle prächtiger gotischer, alter Altäre hat der unermüdliche Münzenberger für den Dom erworben! Welch ein Reichtum von Statuen und Kleinbildern schmückt die hl. Hallen! Altes und neues reichen sich die

Hände. Nicht alles ist gleichwertig. Der Dom ist eine Kirche zum Beten, zum Betrachten, zum Lernen und Wiederlernen in stundenlangem stillen Weilen und Wandern. In derartigen Kunstwerken sitzt man als gelehriger Schüler vor Grossem. Man lauscht einer Einheitssprache aller Künste. Das ist der Vorzug der Dome gegenüber den Sammlungen und Ausstellungen. Eine wunderbare Einheit in der Vielheit. Hier und dort tötet zwar eine Glasmalerei ein benachbartes Gemälde. Im Gesamteindruck aber ergänzen sich Malerei und Glasgemälde glücklich. Man spürt aus dem Vielen den einheitlichen Geist. Steinle hatte alle Entwürfe für Gemälde und Fenster in so minutiös ausgeführten Kartons hinterlassen, dass nach dem Tode des Meisters die Ausmalung in seinem Geiste vollendet werden konnte. Der Hallenbau des Domes über dem mächtigen Querschiffe und den kurzen Langschiffen strahlt in farbenreichster Bemalung: Christi Lehramt, Priesteramt, Königsamt durch die Weltkirche in allen Weltteilen fortgesetzt! Dienende Engelgeister schauen aus dem Rankenwerk der Zwickel und aus Feuerflammen an den Begegnungsstellen der Gewölberippen. Alles ist voll Wärme und Feierlichkeit. Der dunkle Raum fordert aber angestrengte Betrachtung. Ich las die heilige Messe in der von Gas-Auerlicht strahlend erleuchteten Marienkapelle des Domes, am Maria-Schlaf-Altar. Der Altar ist ein herrliches spätmittelalterliches Terrakottawerk eines unbekannten Meisters und wurde 1881 unter Eduard von Steinles und Baron von Bethunes Leitung

neu gemalt. In der Nähe unter dem aus düstern Farben leuchtenden Dornenkrönungsfenster steht ein interessanter alter Schnitzaltar mit neuen Zusätzen. Die äusseren Flügel zeigen die Andenkenbilder des Geschichtsforschers Janssen im Prälatenkleid und des Pfarrers Münzenberger in der Chorkleidung des Domkapitulars. Ueber dem Buche Janssens flattert ein Spruchband: Docuit populum et ennaravit quae fecerat. — Er lehrte das Volk und erzählte, was es getan. Ueber Münzenberger verkündet der Spruchstreif: Zelus domus tuae comedit me. Ps. 68, 10. — Der Eifer für dein Haus verzehrt mich. Ueber den Klienten erheben sich, bloss mit dem Haupte die Prälaten überragend, die Gestalten der Patrone der beiden: Johannes der Täufer und Franz von Assisi in die blaue Luft. Diese Bilder wurden mit den sie tragenden Flügeln feinsinnig zur mittelalterlichen Plastik des Altares eingestimmt. Sie sind in Schongauermanier gemalt, kommen aber weitherzig dem modernen Empfinden entgegen. Janssen — was ruft uns nicht alles dieser grosse Name aus Frankfurt ins Gedächtnis zurück! Vor meine Seele traten auch die Bilder seines Vorläufers, des edeln Protestanten Böhmer, und seines grossen Nachfolgers Pastor. Ich hatte noch als erstsemestriger Student die Einführungsvorlesungen des jugendlichen Gelehrten gehört. Wie hat er sich seither zum grossen Geschichtsschreiber der Päpste ausgewachsen!

Der Dom hatte mir wieder ein ähnliches Einheitsbild entrollt, wie gestern Overbecks Triumph der Religion in den Künsten.

War es ein Introitus zum Kongresse von Köln?

Ich stand im feierlichen Römersaale unter den Bildern der deutschen Kaiser: — da liesse sich Geschichte lebendig repetieren!

Ich wanderte und weilte im Gœthehause — lange — lange. All das Sympathische, Grosse, Unsterbliche, aber auch das Gegensätzliche, grundsätzlich zu Verurteilende Gœthes, — die Innigkeit seiner Lyrik und sein genial schöpferisches Empfinden der grössten Probleme standen mir vor der Seele. Ich wollte auf derselben Reise auch Weimar kennen lernen. Jetzt waren die Fäden angesponnen. Doch von all dem möchte ich später erzählen, wenn mir Gott nach Vollendung anderer, seit langen Jahren vorbereiteter Arbeiten noch für ein zweites Wartburgbuch Zeit und Kraft leihen sollte. Mag es jetzt im Stillen ringen, langsam wachsen und vielleicht — erblühen.

Für die Ila war leider keine Zeit mehr.

Der Eilzug trug mich nachmittags über Bebra nach Eisenach. Wieder musste ich bei abendlicher Ankunft den Wagen wählen, um nicht zu spät auf die Wartburg zu kommen. Der letzte Steig ist immer wieder durch Fusswanderung zu erobern. Da goss unendlicher Regen herab. Unter gewaltigen Gewitterschauern zog ich diesmal am Burgtore vorbei, um erst im verborgenen Hotel Raum und Rast zu suchen.

Wie ist mir dieser Erdenfleck lieb geworden! Er mutet mich fast heimatlich an. Jetzt fühlte ich eine Weile Ferienluft. Der Schriftsteller kann nicht anders

als die Kinder seines Geistes lieben, wenn er auch für ihre Schwächen nicht blind sein darf. Hat nicht die Schriftstellerei etwas von dem Psalmvers an sich: Qui fecit sterilem matrem filiorum laetantem?

Wartburgfahrten will ich h i e r nicht schreiben.

Ich zog in den Morgenstunden wieder in die Burg. Sie sprach zum dritten Mal mir tief in die Seele. Sie sprach auch Neues. Sie weckte und ordnete die Gedankengänge, die mich seit langen Jahren durchfluten. Diesmal führte mich der Schlosshauptmann selbst, Herr von Cranach, ein Nachkomme des bekannten Malers, mit grosser Liebenswürdigkeit auch in sonst nicht zugängliche Räume. Das Buch war der Schlüssel gewesen.

Wieder sass ich einsam auf dem hintern Burgfried. Wie lässt sich da — über den Zinnen und Wäldern — betrachten. Es ward mir nun auch ermöglicht, den vorderen Burgfried zu besteigen.

Ein voller Tag!

Doch heute ist nicht Ernte.

Beim Abstieg sass ich am stillen Elisabethenbrunnen im Hochwald und unterhielt mich mit einem protestantischen Pastor über den Charakter des sächsischen Bauernknaben Luther und die heilige Aszese der grossen Elisabeth.

Den Sonntag wollte ich in Erfurt zubringen. Ein abendlicher Schnellzug brachte mich noch rasch nach der interessanten Stadt.

V. Erfurt.

Ich musste am Frühmorgen lange wandern, bis ich endlich in die Nähe des Domes kam. Aber wie war ich überrascht, als ich plötzlich an dem weiten Friedrich-Wilhelm-Platz stand. Auf einer Anhöhe im Hintergrunde des Platzes, zu der ein feierlicher Stiegenaufgang führt, erhebt sich über gewaltigen Unterbauten — den sogenannten Kavaten — der herrliche Dom. Hoch springt der feierliche Chor mit seinen Riesenfenstern empor. Eine ganze Fülle früherer und späterer Bauwerke schliesst sich an. Die Langschiffe, von denen die seitlichen eine unverhältnismässige Breite haben, sind vom Chor durch eine mittelhohe dreifache Turmanlage und einen schmalen, tiefen, halsartigen Zwischenbau getrennt, der sich aus der Baugeschichte des Domes erklärt, über den eine ganze Fülle widrigster Geschicke im Laufe der Jahrhunderte niederprasselten. Eine neue Ueberraschung bereitet die unmittelbar neben dem Dom auf gleicher Höhe thronende Severikirche mit dreitürmiger Anlage. Das Ganze bietet ein unvergleichliches Bild. Der weite Platz mit seiner Spitzsäule in grau-weissem, halb durchbrechendem Sonnenlicht — das frische Randgrün der Bäume und Sträucher, über dem sich hierseits der gotische Dom, dortseits die roten Dächer der Pfarr- und Sakristanhäuser und darüber die strenge Severikirche erheben. Es schimmern die gelblichen Mauern, die Pfeiler und Fialen im Morgenlicht: stahlblaue Spitzen und Dächer ragen in den durchsichtig weissgewölkten Himmel. Eine dritte Ueberraschung war mir die Mitteilung:

dass beide herrlichen Kirchen auf der Höhe des Marienberges katholisch seien. Ich stieg in feierlicher Sonntagsstimmung die grosse Treppenanlage hinauf, fand aber zu meiner grossen Enttäuschung den Dom am Sonntag-Morgen verschlossen. Man öffnet nämlich den Dom nicht, so lange der Gottesdienst in der benachbarten Severikirche währt. Deutscher Volksgesang tönte mir, als ich dort die Türe öffnete, aus dem Inneren der Kirche entgegen. Der Sakristan aber bedeutete mir: es sei praktischer, im hohen Dome die Messe zu lesen. Der gerufene Domsakristan öffnet mir. Eine weite dreischiffige Halle voll der interessantesten und schönsten Einzelheiten. Der hohe Chor, dem wir langsam zuschritten, der aber im Schiffe nicht zur vollen Geltung kommt, ist ein ganz wunderbarer Prachtbau mit kühn gesprengten Netzgewölben, eine grosse Kirche für sich, ohne jede Stütze im Raum, ohne jeden Pfeiler. Farbenprächtig glühen, flammen und glitzern die überaus hohen alten Fenster mit ihren Glasmosaiken im Morgenlicht. Einige weniger glückliche Restaurationen des einen und anderen Fensters werden nächstens durch die Munifizenz des Kaisers und grosser Wohltäter im Altstil ergänzt. Wir schreiten durch eine seitliche Gewölbehalle, die den Chor und das Schiff durch die Turmanlage mitverbinden hilft. Was für ein riesenhafter Altarbau in edelstem marmorartigen Gelb-grau-weiss schimmert mir aus der Bogenöffnung im Düsterlicht entgegen? Wuchtig und doch duftig. Ungotisch im hochgotischen Chor und doch wunderbar fein eingestimmt. Ich trete in den

Chor. Eines der entzückendsten Bauwerke, das ich je gesehen habe. Doch man muss in dem stark nach links geneigten Chore selber stehen, den übrigens jetzt auch das Volk benützt, um das Kunstwerk voll zu verkosten. Der riesige Barockaltar in prächtiger, reicher Arbeit ist in Formen und Farben und mit genügender Freiheit für die durchleuchtenden Fenster so feinsinnig in den ihm stilfremden Chor eingestimmt, dass man über das poetische Zusammenwirken beider Stilwelten hoch erfreut ist. Ich konnte den Gedanken nicht zurückhalten: man werde doch nie der blossen Stileinheit zuliebe dieses Prachtholzwerk entfernen. Zu meiner Freude erfuhr ich nachmittags vom Propsten des Domes: dass eine derartige Gefahr nicht vorliege, in früheren Jahren aber glücklich überwunden worden sei. Mitten im Chor steht der Wolfram, ein Meisterwerk der Giesskunst des 12. oder 13. Jahrhunderts, das einen fast lebensgrossen Mann darstellt, welcher in jeder der ausgestreckten Hände einen Leuchter hält und einen dritten im Nacken trägt. Vielleicht ist es die Gabe eines sühnenden Büssers. Auf den herabhängenden stolaartigen Gürtelenden stehen in lateinischer Inschrift die Worte: Wolfram Hilderich. Bitte für ihn, heilige Gottesgebärerin, auf dass er der Gnade Gottes würdig werde. — Ich las auf einem sehr schönen neuen, steinernen Seitenaltar mit niedrigem Aufbau die heilige Messe. Hinter diesem Altare, wie über den benachbarten erhebt sich eine sehr hohe Abschlusswand, die noch für ein grossartiges Fresko Raum böte. Nach der Messe musste ich — zum ersten Mal

in meinem Leben — die heilige Kommunion aus einem benachbarten steinernen Sakramentshäuschen austeilen, die hier, wie auch in Frankfurt, noch im Gebrauch stehen. Während meiner Messe begann das Hochamt. Gloria in excelsis Deo: Dich soll das Weltall preisen, — setzte der deutsche Volksgesang im liturgischen Gottesdienste ein. Später traf ich zu Limburg den freundlichen Domorganisten von Erfurt. Auf meine Frage hinsichtlich des deutschen Volksgesanges erwiderte er mir, dass an Festtagen und einigen Sonntagen ein gutgeschulter bezahlter Chor singe, an den übrigen Sonntagen aber als Abschlagszahlung an den Volkswillen der deutsche Gesang auch im liturgischen Hochamte fortbestehe. Zu meiner Ueberraschung begann die Predigt erst nach dem Hochamte: bei deren Beginn liefen sehr viele Gottesdienstbesucher davon. Es wird vielleicht nicht jeden Sonntag so sein: aber die Einstellung der Predigt am Schlusse ladet zur Flucht ein. Ich trat aus dem Dome auf die grosse Westflur. Die Abhänge sind mit reichen Anlagen bepflanzt. Das Giebelfeld der Westfront ist mit einem fast 20 Meter hohen und 8 Meter breiten majestätisch lieblichen Mosaikbilde der Himmelskönigin mit dem Heilandskinde geschmückt, die aus dem Goldgrund und einem breiten eliptischen Nimbus in leuchtenden Farben über die Stadt hinblickt. Den Dom von Erfurt werde ich nicht mehr vergessen. Auch die Restaurationsarbeiten in demselben waren vielfach sehr glücklich: und eine nahe bevorstehende Zukunft wird dieselben jedenfalls in vorzüglicher Weise vollenden.

Was doch für Schicksale über einen einzigen Dom dahinziehen! Schon der heilige Bonifatius fand 741 zu Erfurt einen befestigten Wohnsitz von Ackerleuten. Er errichtete auf dem aus der Ebene emporragenden Hügel, der später den Namen Marienberg erhielt, Kirche und Bischofssitz für die an den Ufern der Gera bei der dunkeln Furt (Erphesfurt) entstandene Stadt und die Umgebung. Der eingesetzte Bischof Adelar starb aber 755 an der Seite des grossen Bonifazius als Märtyrer in Friesland. Das Bistum wurde wieder aufgehoben und die Landschaft dem Erzbistum Mainz einverleibt: diese Verbindung wirkte lange nach. Aus der einstigen bischöflichen Kirche wurde ein Kollegiatstift. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts stürzte der alte Kirchenbau teilweise zusammen. Ein grösserer Neubau wurde 1153 begonnen. Schon damals trug man sich mit der Absicht, den Felsenhügel künstlich zu erweitern. Bei der Ausgrabung der Fundamente entdeckte man 1154 die heiligen Leiber der Märtyrer Adelar und Eoban. Das begeisterte die Bauleute aufs neue. Doch schritt das Werk langsam voran. Unterdessen siegte die gotische Bauweise über die romanische. Und so ging auch der Erfurterbau in die gotische Kunst über. Das Werk wurde erst zu Beginn des folgenden Jahrhunderts vollendet. 1223 wurde eine Synode im Dom gehalten, nachdem schon früher 932, 1073, 1105, 1148 Erfurt Stätte von Kirchenversammlungen gewesen war. Geistlichkeit, Fürsten, Adel und riesige Volksmengen strömten 1236 in den neuen Dom zu zehntägigen Festlichkeiten zusammen

anlässlich der Heiligsprechung der Landgräfin Elisabeth von Thüringen. Noch heute zeigt man im Domschatz einen Chormantel, den Elisabeth mit eigenen Händen gestickt haben soll. An den Türmen des Domes wurde indessen weitergebaut: 1251 wurde eine 300 Zentner schwere Glocke, die Maria gloriosa, in einem der Türme aufgehangen. Mächtig wuchs nun das Stiftskapitel, das bald hundert Personen stark war. Da zu den Festen auch noch das benachbarte Kapitel St. Severi, die Klosterkonvente und alle Plebane der gross und reich gewordenen Stadt zusammenströmten, fasste man die kühnsten Pläne zum Umbau des Domes. Der kleine Chor sollte niedergerissen werden, der beschränkte Felsenhügel künstlich erweitert und darauf ein neuer Hochchor von riesenhafter Grösse erbaut werden. 1282 erteilte Erzbischof Werner von Mainz Ablassprivilegien zugunsten des Baues. 1317 predigten die Augustiner zugunsten des grossen Werkes. Gaben flossen jetzt von allen Seiten. 1329 wurden die alten Altäre des Chores abgebrochen. 1349 konnte auf den vollendeten riesigen Unterbauten der eigentliche neue Chor begonnen werden. 1353 schloss sich das Gewölbe der Krypta unter dem künftigen Chor. Bischof Rudolf von Stollberg weihte den neuen Chor 1371 oder 1372. Der Chor wurde nun ausgebaut und mit Prachtfenstern geschmückt. Um 1400 mochte er vollendet sein. Aber schon 1416 entstand durch berauschte Läuter ein Brand, der alle drei Türme mit sechzehn Glocken zerstörte. Man baute sofort wieder unter gewaltigem Geldaufwand an diesen Türmen bis

1452. Da stürzte plötzlich das ganze Kirchenschiff wohl infolge der mächtigen Erschütterungen und Bauveränderungen zusammen, immerhin zu einer Zeit, da niemand in der Kirche war. Die Geldmittel waren erschöpft. Der grosse Chor und die nahe Severistiftskirche mochten für den Gottesdienst genügen. Doch 1455 begann ein umfangreicher Neubau aus lauter Quadersteinen. Schon 1465 war dieser Umbau vollendet, stimmte aber nicht nach jeder Hinsicht mit dem Chor zusammen. Er wurde dem Gottesdienste übergeben. Aber noch vor Vollendung der inneren Ausschmückung traf neues entsetzliches Unglück den Dom. Am 19. Juni 1472 sprang ein an mehreren Stellen der Stadt gelegter Mordbrand auf den damals dicht bebauten Marienberg und den Dom über. Die Hitzglut und die jagenden Feuerfunken entzündeten das Balkenwerk der Türme und der Langhäuser beider Stiftskirchen. Die Domglocken schmolzen zum zweiten Male. Wie ein Lavastrom floss das glühende Erz über die Stufen. Der herrliche, neugebaute Chor des Domes konnte aber gerettet werden. Der Dom war zur Schmerzensmutter geworden. Seine schweren Schicksale erweckten aber auch allgemeines Mitleid. Papst Paul IV. nahm sich seiner kräftig an. Ebenso Bischof, Stift und Wohltäter aus allen Gauen. 1476 wurde die neue Kirche geweiht. Eine Riesenglocke wurde gegossen. Sie zersprang nach zwei Jahren. Eine neue, grossartige Orgel folgte. 1493 wurden die Turmspitzen vollendet. Nun ruhte der Dom in Gott, im Gottesdienste.

Aber bald kam die Reformation. Die Pfaffenstürmer von 1521 beschädigten vielfach den äusseren Schmuck der Gotteshäuser. Die Ereignisse der Bauernkriege beraubten 1525 den Dom fast ganz seines wunderbaren Schatzes. Dafür ging der entsetzliche dreissigjährige Krieg spurlos an dem Bauwerke vorüber.

Aber ihrem Stiftungszwecke, dem katholischen Gottesdienste und der Seelsorge blieben Dom und Stiftskapitel unter allen Stürmen, zum Teil unter kurmainzischem Schutze, treu.

Am 13. September 1717 schlug der Blitz in den mittleren Domturm. Zum dritten Male brannten die Türme aus. Zum dritten Male schmolzen die sieghaften Glocken. Zum dritten Male erstanden sie durch die Opferwilligkeit einzelner Stiftsherren neu. Die Türme aber blieben unausgebaut. Ein elendes Schindeldach schützte ihr Inneres.

1802 kam Erfurt an Preussen. 1806—1814 stand es unter französischer Verwaltung. 1803 hatten die Franzosen die Marienburg zur Festung und den herrlichen Dom zum Pferdestall gemacht. Es kostete nach ihrem Abzug eine Arbeit von fast zwei Jahren, um nur das Innere des Domes wieder gangbar zu machen. War es noch nicht genug des Leides? Diesesmal hatten ausländische Katholiken das Bethaus zu einer Räuberhöhle gemacht. Am 10. November 1815 konnte der Dom wieder für den feierlichen Gottesdienst eröffnet werden.

Das übrige neunzehnte Jahrhundert ist wie für viele andere Dome ein Ehrenblatt in der Geschichte der Erneuerung und Herstellung. 1823 bis 1829, 1834 bis 1835, 1845 bis 1852, 1860 bis 1870 sind fruchtbare Perioden, die den Dom von den Kavaten bis zu den Turmspitzen, vom Hochchor bis zum Westportale erneuten.

Non moritur. Der Dom stirbt nicht. Derartige Domgeschichten sind wie Abbilder und Sinnbilder der Geschichte der Religion Christi selbst, der sie dienen.

Und der Dom von Erfurt hat sich für den zukünftigen vollen Ausbau und Schmuck bereits die grössten und einflussreichsten Freunde geworben.

Seine Herrlichkeits- und seine Leidensgeschichte werben für ihn.

Ich wollte erst im interessanten alten Gasthaus zur Hohen Lilie, wo schon Luther, Moritz von Sachsen und Gustav Adolf gewohnt hatten, zu Mittag speisen. Schliesslich wählte ich den nahen Thüringerhof.

Eine Einladung des Propsten von Erfurt führte mich nachmittags in dessen stilles, altprächtiges Haus mitten in einem ummauerten weiten Gartenrevier. In freundschaftlichem Gespräche bei einem Nachmittagskaffee und brennenden Zigarren erzählte mir der feingebildete, weitblickende und seeleneifrige Mann vieles sehr Interessante über die Verhältnisse und die weitverzweigte, rührige Pastoration von Erfurt, auch über die Restaurationsgeschichte des Doms. Es ist immer sehr lohnend, die Städtepastorationen untereinander zu ver-

gleichen, besonders nachdem Dr. Swoboda sein hochinteressantes Buch über die Grosstadt-Seelsorge geschrieben hat. (Pustet, Regensburg 1909.) Das Streben, weitesten Kreisen in verschiedenen Pfarreien Messe, Predigt, Sakramentenempfang in verschiedenartigster Weise unter der Berücksichtigung der neuen Verhältnisse zugänglich zu machen, — ein lebenskräftiges, vielmaschiges Vereinswesen allmählich und zielbewusst zu entfalten, — die religiöse Bildung und Charaktererziehung durch gesteigerte und vertiefte Predigt, katechetische Tätigkeit und Privatseelsorge in nicht zu grossen Pfarreien auf allen Stufen zu fördern — ist überall freudig erkennbar, stets mit originellen Einschlägen, je nach Land und Sonderverhältnissen. Ueberall zeigen sich dabei gewisse Uebergangsstürme in den eigenen Kreisen, neben dem Kampfe nach aussen. Da und dort wächst auch das Sperrkraut der invidia clericalis etwa einmal über den Weg.

So zogen wir in der stillen Nachmittagspause, die der arbeitsreiche Mann mir zuliebe geflissentlich geschaffen hatte, von Erfurt aus vergleichend in die weiten Lande.

Jetzt aber war die Zeit für Erfurt kurz geworden. So blieb nur mehr, um in freier Wahl noch weniges zu erreichen, die Zuflucht zum Kutscher. Ich durchquerte die industrie- und gewerbereiche Stadt. Hinaus über den Bahnhof, — hinaus zu einer eigenartigen Merkwürdigkeit Erfurts, den grossen Samengärtnereien. Ich durchschritt eine ganze Front von Gewächshäusern mit

lauter weiss, gelb, zart- und blutrot aus dunkelgrünen Blättern prangenden Begonien, Warm- und Kalthäuser anderer Massenkulturen von Topf- und Gartenblumen. Es war in der Gärtnerei Benary. Und vorwärts jagte der Kutscher, hinaus über den Stadtbereich — ins freie Land, hinaus, dem Dorfe Hochheim zu. Hier haben die grossen Gärtnereien Erfurts den Bauern für weite Ackerstrecken Blumensämereien übergeben zur Jahreszucht. Ich liess den Kutscher langsam fahren. Dann stieg ich wieder für eine Strecke aus und schlug Seitenpfade ein. Wie sonst Kartoffeln, Rüben, Korn auf Riesenfeldern gebaut werden, so gibt es hier unabsehbare Ackerstrecken mit Blumen derselben Art bepflanzt. Ich betrachtete weite Strecken, auf denen nur Rittersporne in Hellblau, Dunkelblau, Zartviolett, Braunpurpur ein wunderbares Farbenspiel entfalteten. Riesenäcker mit lauter Reseden. Welch ein Duft! Ganze Goldstreifen mit blühenden Tagetes, und gold- und samtschimmernden Gaillardien. Unabsehbare Felder glühender Nelken, von schimmernden Goldlackstreifen unterbrochen. Ganze Fluchten vielfarbiger Salvien. Aecker mit dem zartesten Farbenspiel der Salpiglossen. Lilienfelder. Silenenbeete in farbiger Kleinpracht. Die ebene und kleinhügelige Landschaft, von vereinzelten Baumbeständen begrenzt, schimmert weit hinaus rot — purpurn — hochblau — zartviolett — weiss — und golden. Diese Blumenfelder sind für Erfurt geschichtlich. „Die Bewohner von Erfurt erhielten im ausgehenden Mittelalter namentlich auch als kunstsinnige Gärtner einen

bedeutenden Ruf.“ (Janssen: Geschichte des deutschen Volkes, 18. Aufl., von Pastor I S. 359.) Auch der Gemüse- und Ackerbau zu Erfurt war im Mittelalter hochbedeutend. Ueber das landwirtschaftliche und gärtnerische Arbeitsleben der damaligen Zeit gibt uns die Wirtschaftsordnung des Rheinländers Nikolaus Engelmann für den erzbischöflich-mainzischen Gutshof zu Erfurt mit 660 Aeckern Waldungen und Weiden bis in das einzelnste eines mittelalterlichen Grossbetriebes die eingehendsten Aufschlüsse. (Janssen, l. c. S. 345 ff.)

VI. Nach Köln — nach Köln!

Ich fuhr noch desselben Abends nach Eisenach. Ich nächtigte selbstverständlich wieder im „Kronprinz“.

Kaum hatte ich mich an einen Tisch gesetzt, da sprachen mich zwei Herren aus Bayern an. Sind Sie nicht etwa der Verfasser der „Wartburgfahrten“? — — Ihr Buch hat uns nach Eisenach geführt und auch — sie wandten sich an den Hotelier, der in der Nähe stand — in Ihr Gasthaus hat uns das Buch dieses Herrn geleitet. So wird man, ohne es zu wollen, zum Förderer des Fremdenverkehrs von Eisenach. Bis in späte Stunden unterhielt ich mich mit den beiden Herren über Philosophie, Theologie, Tagesfragen untermischt mit allerlei zufälligem freundlichem Gespräch.

Die Wartburg war diesmal nicht mein Ziel.

Ich suchte nur für nochmalige unmittelbare Vorbereitung auf meine Kölnerrede einige stille Stunden.

Ich fand sie auch im Laufe des Vormittags in einem lauschigen Eckzimmer des Hotels, das auf eine kleine grüne Gartenanlage hinausschaut.

Gegen Mittag durchwanderte ich noch einmal Eisenach bis in die Nähe des Wartburgaufstiegs. Dort, wo in der Tannhäuseroper Elisabeth ihr Sühnegebet singt, schritt ich lange auf und ab, Abschied nehmend von der unvergesslichen Burg, die hoch über Tannenwipfeln in das Blaue ragt. Ich sollte sie aber auf meiner Heimreise noch einmal sehen. Dieses harmonische Bild der Religion und Kultur, umstürmt vom Wolkendrang des Widerspruches und Gegenkampfes, der sich immer wieder zu neuer Klarheit auflöst und zu neuem Angriff zusammenballt, während die Elisabethenburg mit ihren Idealen nie stürzt, blieb mir immer vor der Seele stehen, bis ich es im Herbste dieses Jahres in der Tannhäuseroper im Hoftheater zu München noch einmal herrlich erlebte. Die Jungquellen der Wartburgideale liegen aber bei aller einzigen Schönheit der Oper noch viel tiefer.

Der Nachmittagseilzug führte mich über Bebra und Fulda nach Frankfurt. Fulda mit seinen unvergleichlichen geschichtlichen Erinnerungen und mit ungezählten persönlichen Nachklängen an einen mehrwöchentlichen Aufenthalt, nach dem ich hier meine ersten heiligen Weihen im Bonifatius-Heiligtume empfangen, — kann ich nie ohne innere Ergriffenheit grüssen.

Wohl fünfmal wurde der Eilzug durch heftig niedergehende Gewitter überrascht. Es waren Ausläufer jenes

furchtbaren Wettersturmes, welcher Zeppelin, der an eben diesem Tage bereits über Bonn hinaus in die Nähe Kölns vorgedrungen war, zur eiligen Rückkehr nach Frankfurt zwang.

Mit mir sassen im Wagenabteil ein älterer vornehmer Herr mit seiner Gemahlin aus Berlin. Es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung. Endlich musste ich abbrechen mit der Entschuldigung: mein Breviergebet vor dem Einbruche der Nacht vollenden zu wollen. Ich fügte eine kurze Aufklärung bei, da mein Reisegefährte als Protestant sich um das Wesen des Breviers interessierte. Ich zeigte kurz, wie dieses herrliche Buch aus der Fülle und dem Geiste der Heiligen Schrift schöpft und in einziger Art das Gesetz des Glaubens, des Gebetes und des Lebens in harmonische Verbindung bringt. Ich betete unauffällig mein Brevier. Es war ganz stille im Wagenabteil geworden. Als die Frau Gemahlin wieder ein Gespräch anknüpfen wollte, schwieg der alte würdige Berliner majestätisch. Auch ein zweiter Versuch durchbrach das Schweigen nicht. Endlich drang das leise Wort des alten Herrn mitten in mein Stillgebet: „Schweige jetzt, — gehe ans Fenster. Wir wollen das Gebet des Priesters nicht stören.“ Ich unterbrach selbstverständlich sofort meine Brevierlesung: „Ich bitte sehr, wollen Sie sich durch mein Breviergebet ja nicht stören lassen. Ihr Gespräch stört auch mich nicht im mindesten.“ Nichts destoweniger dauerte das rücksichtsvolle Schweigen noch lange an. So brach ich früher ab und nochmals kam es zu traulichem Gespräch

über dies und das bis Frankfurt. Es ist etwas eigenes um das Breviergebet auf der Eisenbahn. Für den Priester ist es bei langer Fahrt nicht nur Pflicht, sondern auch geistige Erquickung. Und warum sollte ich nicht Psalmen und Schriftabschnitte lesen dürfen, wenn andere Romane und Bahnhoflektüre geniessen. Doch gibt es auch Umstände im dichtangefüllten Wagenabteil, unter denen die Brevierrezitation weit besser verschoben wird. Sicher aber ist eine unauffällige Art der Rezitation Pflicht der Rücksichtnahme auf die Mitreisenden. Redaktor Widmann spottet einmal auf einer Walliserreise über die brevierbetenden Geistlichen: sie hätten kein Verständnis für die Naturschönheiten. Lächerlich. Als ob nicht tausend Pfade vom Psalmengebet zur aufgetanen Naturschönheit und von ihr zurück zu den Psalmen zögen! Und warum sollte nicht die Brevierpause und die Zeit nach diesem Gebete dem priesterlichen Naturfreunde vielleicht sogar Geheimnisse eröffnen, die selbst Widmann nie erlebt. Doch ist es auch nicht überflüssig, einmal von der taktvollen Rücksichtnahme des Brevierbeters gegenüber Mitreisenden zu sprechen und vor kleinlicher Rezitationsängstlichkeit zu warnen.

Frankfurt! — Ich eilte noch am späten Abend hinaus zur Ila. Das neue deutsche Wort ist aus den Anfangsbuchstaben des langatmigen Titels: Internationale Luftschiffahrts-Ausstellung entstanden. Sie war schon geschlossen. Von ferne erblickte ich einige Luftungetüme. Als ich am Bahnhof mich um die Fahrtzeiten für morgen umsah, ging auf einmal der Ruf durch die Menschen-

reihen: Zeppelin zurück — Zeppelin zurück — ein Gewitter hat ihn in Bonn an der Weiterfahrt verhindert.

Als ich am andern Morgen mit dem Eilzug von Frankfurt nach Biebrich fuhr, sah ich Zeppelins herrliches Luftschiff ganz in der Nähe vor Anker liegen.

„Mein Sohn, mein Sohn, zieh' nicht an den Rhein, mein Sohn, ich rate dir gut: da geht dir das Leben zu lieblich hinein, da blüht dir zu freudig der Mut." Wie oft sangen wir das in frohen studentischen Kreisen! Und dann zogen wir in schönen Julitagen — die schwindsüchtige Studentenkasse war durch ein erobertes Stipendium aus Hettingers homiletischem Seminar neu gestärkt worden — eben doch frohen Mutes an den Rhein.

Und wiederum stand ich jetzt, nachdem uns in Biebrich die Trambahnwagen vom Wiesbadener Bahnhof an den Rheinhafen getragen hatten, am herrlichen Strom.

Noch war das Eilschiff nicht angekommen.

Ich wanderte am Ufer auf und ab. Majestätisch flutet der Strom wie ein überweltliches Wesen durch die bunte unruhige Welt. Und sein leises Rauschen erzählt von der erhabenen Mutter mit dem Silberdiadem der Freiheit, die ihn gebar, — vom lieben Schweizer Hochland. Schon mehrere Rheinfahrten hatte ich gemacht. Aber man geniesst den Rheinstil der Natur und der Kunst stets wieder mit Freude aufs neue.

Hansjakob schreibt einmal vom Rhein bei Speyer: „. . . Mich zog . . . ein Gewaltigerer an und vom Dom ab, das ist der Vater Rhein, der in unvergleichlicher Majestät seines Weges daherkam.

„Ich stieg aus, um zu Fuss die Brücke zu überschreiten. Gern wäre ich noch barhäuptig über die Brücke gegangen, um dieser echten und rechten Majestät von Gottes Gnaden meine Huldigung darzubringen, aber ein kühler Wind strich über das Wasser.

So hat er mir noch nie imponiert, der Flussgott Rhein, wie heute, da er seine gewaltigen Massen in wahrhaft göttlicher Ruhe am Fusse des alten Doms daherwälzte. Ich dachte an das Wort der Heiligen Schrift: ‚Und der Geist Gottes schwebte über den Gewässern.'

„Ich sagte mir, dass das Wasser doch das schönste Element ist, das der Allmächtige geschaffen hat, und ich begriff es, warum die alten Heiden im Wasser die Gottheit sahen und verehrten.

„Drum sagt schon der Psalmist: ‚Die Stimme des Herrn ist über den Gewässern. Sein Geist weht, und es fliessen die Wasser.'

„Merkwürdigerweise hat der Schöpfer im Wasser, diesem Blut der Erde, einst alle Menschen, bis auf wenige, um ihrer Sünden willen ersticken lassen, um durch das gleiche Wasser, in der Taufe, alle von der Sünde zu gebären und wiederzugebären für ein ewiges Leben, wie schon der Prophet Ezechiel es vorhergesagt: ‚Ich werde ausgiessen über euch ein reines Wasser, und ihr werdet gereiniget werden von allen Sünden.' —

„Unter der Schiffbrücke harrten einige Schleppdampfer des Durchlasses talaufwärts. Ich staunte über die

Kraft, die so gewaltiger Strömung Herr wird und siegreich über die mächtigen Wellen dahingleitet.

Aber wer bewirkt diesen Sieg? Die Kraft des Dampfes. Was ist dieser aber anders als der Geist des Wassers selber?

„So wird Wasser durch Wasser besiegt, nur hat der Sieger eine andere Form angenommen; die Ehre der Gewalt aber bleibt immerhin dem Wasser selber."

Ich erinnerte mich dieser schönen Worte Hansjakobs in seinen „Sommerfahrten" (S. 264), als ich in geflissentlich gesuchter Einsamkeit die Strandstrasse auf und ab wandelte.

Eine fast unabsehbare Reihe von Schleppschiffen bewegte sich durch die Kraft der vorgespannten kleinen Dampfer stromaufwärts. Die majestätisch-souveräne Ruhe des fliessenden Rheins und die siegessichere Stillarbeit des menschlichen Fortschrittes grüssten sich auf entgegengesetzten Wegen. Es war, als ob die vier grossen Rheininseln in der Strommitte bei Biebrich auch langsam aufwärts mitziehen wollten, um durch moderne Kraft Land und Leute am langen Stromlauf kennen zu lernen.

Eine gewisse fieberhafte Aufregung herrschte am Ufer. Es war wie die Erwartung von etwas nahendem Grossen.

Der stolze Rheindampfer hatte gelandet. Alles stand vollgedrängt auf Verdeck und Balkonen. Namentlich war der Klerus stark vertreten, — als zöge man zu einem Konzil.

Rheinfahrt! Sie hat — ich möchte fast sagen — etwas Heiliges, Geheimnisvolles an sich. Der Strom der Kultur, der Kunst, der Geschichte flutet mit. Die lebendigen Wasser der Religion rauschen an den Ufern.

Doch erst orientiert man sich im Menschenstrome auf dem Schiffe selbst. Bald entdeckte ich einen lieben Bekannten, den ich seit Jahren nicht mehr gesehen, — den einstigen Subregens von Speyer, meinen tüchtig theologisch und weltmännisch gebildeten Freund G. Detzel, der nach langer, schwerer Krankheit nun wieder seine Arbeit als Pfarrer in einer schönen kleinen Gemeinde der Pfalz aufgenommen hat. Wie freute mich das. Bald floss der Redestrom. Und wer möchte nicht mit dem lieben Pfälzerfreunde plaudern, an dem — alles lebt! Bald sass ich in einer ganzen Gesellschaft alter und neuer Bekannter. Die Zeit verstrich mit dem Fluten des Stromes. Beim Durchschreiten des Schiffes begegnete mir plötzlich zu meiner Ueberraschung der liebenswürdige bischöfliche Kanzler unserer Diözese. Und sofort erblickte ich auch das scharf geschnittene, Geist, Arbeitsenergie und priesterliche Freundlichkeit widerstrahlende Gesichtsprofil unseres Bischofes Dr. Jakobus Stammler. Nun folgten nach freundlichster Begrüssung einige angenehme Stunden herrlicher Rheinfahrt unter ungezwungenem Gedankenaustausch.

Doch von all diesem Schönen will ich nicht erzählen. Ein anderes, unvergleichlich Grosses drängt sich in den Vordergrund.

VII. Des päpstlichen Delegaten Rheinfahrt zum eucharistischen Kongress in Köln.

Am Vormittag des 2. August bereitete sich während unserer siebenstündigen Rheinfahrt der grossartige Empfang des päpstlichen Delegaten zum eucharistischen Kongress, des Kardinals Vincenzo Vannutelli, an beiden Stromufern vor.

Wo immer die Rheinberge längs des Stromlaufes Raum für Dörfer und Städte offen lassen, standen Hunderte, Tausende und Abertausende von Menschen, in Pfarreien oder zu Vereinen geordnet, ungezählte Kinderscharen, in weissen und farbigen Kleidern, der Klerus im Kirchenornat mit Kreuz und Fahnen erwartungsvoll am Flussufer. Es war wie eine heilige Dauerprozession von Mainz bis Köln. Wir sahen von unserem Schiffe aus Kinderscharen mit Blumenkränzen, — Dörfer in leuchtendem Festschmuck, — Stadtstrandstrassen mit Tausenden und Zehntausenden von Menschen — wehende Fahnen auf allen Spitzen und Türmen, — Inschriften, die Papst- und Romtreue aller Welt verkündeten, — Sinnbilder in leuchtenden Farben oder gar durch Kinderscharen in weissen und bunten Kleidern an den Grünstrand des Rheines geschrieben: Vannutelli — Pius X. — Arbeiterscharen, von Fabrikdächern nach dem kommenden Kardinal ausschauend, — Ordensschwestern, im Klostergarten selbst unter einbrechenden Regenschauern ohne Bedeckung stundenlang ausharrend. — Felsenvorsprünge und Felseninseln

waren von jauchzenden und fahnenschwingenden Knaben besetzt. — Motorboote in Prachtschmuck tummelten sich scharenweise im Rhein, ungeduldig der kommenden Freude harrend. Stromaufwärts fahrend begegneten uns eine ganze Flotille und das festliche Prunkschiff „Rheingold", das den ausserordentlichen päpstlichen Gesandten zu Koblenz abholen sollte. Wir erlebten das Werden des Grossfestes.

Um 9 Uhr war der festlich geschmückte Dampfer „Frauenlob" unter den Hochrufen von Zehntausenden an den Strandstrassen majestätisch vom goldenen Mainz abgefahren. Den Kardinal grüssten des Domes und aller Kirchen Glocken, da „Frauenlob" in grossem Bogen feierlich in die Strommitte und rheinabwärts fuhr. Böllerschüsse, Jubellieder. Der Rheingau hallt von religiösen und vaterländischen Weisen wieder. Und so hört es nicht auf von Mainz bis Köln: alles winkt, grüsst, jubelt, ruft, huldigt. Die alte Pfaffenstrasse des Rheins strahlt wider vom Sensus catholicus. Biebrich grüsst. Das alte Schloss von Eltville schaut verwundert herüber. Auf den Landungsbrücken von Bubenheim, an der reichgeschmückten Rheinfront von Eltville grüsst die Diözese Limburg. — Ganze Tausende von Kindern stehen da: ein jedes trägt ein wehendes Fähnchen, und die Herzlein schlagen dem Delegaten entgegen, in dem die Kinder Papst und Kirche ehren. Unterrichtete Kinder sind sehr verständig in solchen Dingen.

Zu Bubenheim fahren die Vertreter der Dekanatsgeistlichkeit in farbig geschmücktem Motorboot grüssend

an den Dampfer heran. Der vornehme Johannisberg will von seinen besten Gaben kredenzen. Das Niederwalddenkmal ob Rüdesheim grüsst wie in Deutschlands Namen. Es staunen die alten Felsenfesten Ehrenfels, Maus, Katz, Sternberg, Liebenstein, Marxburg, Lahneck über die Kraft des alten Glaubens in der modernen Zeit. Der Rheinjubel, der dem päpstlichen Gesandten gilt, war nichts rein äusserliches: er brach lebensfrisch aus der Volksseele. Das sollten die Tage von Köln erst recht allen zum zweifellosen Bewusstsein bringen.

Unterdessen hatte der von Köln gekommene Festdampfer, selber freudig begrüsst, am Deutschen Eck sich zum Empfange des Mainzer Kardinalschiffes bereit gestellt. Das Ufer war hier von ungezählten Schulkindern besetzt. Die Schiffsmusik stimmte kraftvoll an: Deutschland, Deutschland über alles — und die Kinderstimmen fielen zu Tausenden ein. Um 2 Uhr näherte sich das Festschiff „Frauenlob“ mit Vannutelli Koblenz. Die Glocken der majestätischen romanischen Türme der Kastorkirche und aller Kirchen der Stadt fallen ein. Böllerschüsse von den Bergen und Felsen. Böllerschüsse von Schiffen und Stromstrand mit seinem Prachtschmuck. Die Festschiffe „Frauenlob“ und „Rheingold“ grüssen sich. An der Landungsbrücke steigt der Kardinallegat mit seinen Begleitern Prälat Dr. Lohninger und Uditore Dr. Heiner und mit dem Gefolge der Ehrengäste in das Festschiff „Rheingold“. Unermesslicher Volksjubel. Tücherschwenken. Kirchenlieder und Vaterlandslieder mischen sich im Rheintal. Der Donner der Geschütze

widerhallt an den Felsen der Feste Ehrenbreitstein. Rheinabwärts fährt eine ganze Flotille. Es sendet die viertürmige romanische Prachtkirche von Andernach katholischen Gruss. Aus den kasernenartigen Fabrikgebäuden und den rauchenden Fabrikschlöten von Neuwied grüssen prächtiger Festschmuck und jubelnde Hochrufe aus Arbeiterkehlen. Von der Schmuckkirche des heiligen Apollinaris ob Remagen grüsst der Geist der alten Nazarener, die sich hier und mehr noch dem Allerhöchsten auf den Wänden der Kirche ein unvergesslich Denkmal gestiftet. Im breiten Prachtpanorama des Rolandsbogens, im Gebiete von Rolandseck mit dem Blick auf das kuppige Siebengebirge erneut sich Jubel und Pracht. Ein Bild schöner als das andere.

Um 4¾ landet „Rheingold“ mit seiner Flotille zu Königswinter. Hier, am ersten Orte der Kölner Erzdiözese, fand eine feierliche Begrüssung am Lande statt.

Zu Bonn ward die Huldigung städtisch-vornehm, aber nicht weniger innig. Die grossen Ortschaften der Rheinebene wetteifern in Farbenpracht, Glockengesang und aller Art von Begrüssung. Schöner als alles war die Quelle, aus der alles sprudelte: die katholische Treue. Ein überraschendes Farbenspiel boten die Darbietungen Wesselings. Das Ufer war prächtig geschmückt. Weissgekleidete Damen standen amphitheatralisch geordnet das Ufer hinauf, über ihnen grüssende Männergruppen mit breiten Fahnenbändern in päpstlichen Farben. Alle Stände, Geschlechter und Alters-

stufen, arm und reich, Volk und Gebildete hatten im vielstundenlangen Rheintal an der uneigennützigen geistigen Freude teilgenommen.

Ich bin kein Freund übermässiger Demonstrationen. Auch die eine und andere religiöse macht mir keinen tieferen Eindruck. Auf mich wirkt das stille, eifrige, regelmässige, aber blühende religiöse Leben nachhaltiger. Ich teile auch nicht die Ansicht, dass die Kongressform zur Förderung des religiösen Lebens zu einem häufigen Mittel werden sollte.

Diese Begrüssung des Kardinals aber die ganze Rheinstrasse entlang und gar erst der sich anschliessende Kongress mit seinen Verhandlungen, Predigten, Andachten, den ungezählten Beichten und Kommunionen, mit der inneren Herzens- und Seelensammlung gewaltiger Volksmassen zur Prozession — war nichts anderes als ein ungezwungenes, lautes, edles und in seinem tiefsten Wesen wahres und schönes Bekenntnis des katholischen Innenmenschen.

Selbst die freisinnige „Kölnische Zeitung" musste am Ende der Tagung gestehen: Das alles konnte doch nur aus tiefster Glaubensüberzeugung sprossen. Darum hat eine ausführliche, bis ins einzelne gehende, aus Augenschein und zuverlässigsten Quellen geschöpfte Chronik eines derartigen Delegatenzuges auf dem Rheinstrom auch für die Annalen der Kirchengeschichte ihre bleibende Bedeutung.

Wer sinnend das Evangelium liest, dem tritt eine grosse Tatsache immer wieder überwältigend entgegen.

Wo Christus in seiner ganzen gottmenschlichen Grösse hervorstrahlt, — da erscheint immer auch das Vollbild seiner Kirche. Haupt und Leib sind geheimnisvoll und tausendfach verbunden. Diese Tatsache gibt dem Exegeten, Dogmatiker, jedem Wahrheitssucher Stoff zu langem tiefen Nachdenken. Als der Engel der Jungfrau das Heilandskind schilderte, da sprach er zugleich majestätisch von dessen religiösem, aber auch sichtbaren Reiche, von der Kirche: Und der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird herrschen im Hause Jakobs ewiglich, und seines Reiches wird kein Ende sein. Mit dem ersten Christusbilde des Neuen Testamentes strahlt zugleich die Kirche hervor. Christus besteigt den Davidsthron, den sichtbaren Mittelpunkt der Religion des Alten Testamentes. Er selbst wird zum sichtbaren Mittelpunkte des Neuen Testamentes. Und im Papstthron dauert der Davidsthron fort, wie es verheissen war, bis an das Ende der Zeiten. Nur so erfüllten sich die Prophetenworte an David. Kaum hat Christus, bei der Taufoffenbarung als Gottessohn angerufen, die zwei ersten Jünger gesammelt, so begrüsst er den dritten, der ihm zugeführt wird, mit dem Namen: Kephas, Petrus — Felsenfundament einer künftigen Gesellschaft. Noch erklärt er seinem Simon den Tiefsinn des Wortes nicht. Doch kaum ist die Urzelle einer Gesellschaft gebildet — tres faciunt collegium —, so erscheint schon im Grundriss das gesellschaftliche Fundament. Als die Glaubensschule Jesu bei Caesarea Philippi einen ersten Höhepunkt erreicht hatte, zur

Stunde, da Petrus feierlich die Gottheit Christi bekannte, da hiess ihn Christus hinwiederum den Felsen, das Felsenfundament der Kirche, den Schlüsselinhaber, den Binder und Löser in seinem Reiche, das die Pforten der Hölle nie überwältigen. Nicht der Glaube des Petrus ist dieses Felsenfundament, wohl aber war er Anlass und Bedingung, unter welcher Jesus das Papstamt verhiess, das in der umstürmten, aber nie besiegten Kirche fortdauern soll bis an das Ende der Zeiten. Mit der Gottheit Christi strahlt also wieder die Kirche hervor. Und als endlich Christus aus der Nacht des Leidens glorreich erstand, da redete er, wie Lukas kurz und fein geprägt sich ausdrückt, mit den Aposteln von seinem Reiche — Loquens de regno Dei. Dieser Gedanke verbindet das Evangelium und die Apostelgeschichte des Lukas mit einem unzertrennbaren, lebendigen Adernetz. Der Auferstandene organisiert und vollendet seine Kirche. Als einer, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, steht Jesus in den Schlüssen der vier Evangelien; aber er gestaltet zugleich grossherrlich seine Kirche aus zur Lehrerin der Wahrheit Christi, bei der er bleibt bis an das Ende der Tage, zur Priesterin der Gnade Christi, durch die er unaufhörlich fortwirkt, zur Heroldin des evangelischen Gesetzes Christi, der er übernatürliche Kräfte leiht, zur Zeugin des Lebens Christi, der er die Kraft von oben sendet, den heiligen Geist. Und das letzte Evangelium des heiligen Johannes erinnert in seinem Schluss-

abschnitt: diese Lehrerin, Priesterin, Heroldin und Zeugin: Kirche, ist dort zu finden, wo das Hirtenamt über die Lämmer und Schafe Grundlage und Felsenfundament bleibt. Christus — Kirche — Papsttum —: in diese Trilogie klingen die Evangelien aus. Wo Christus hervorstrahlt, da erglänzt auch seine Kirche. — — — — — — — — —

Zahllose Scharen ziehen zum eucharistischen Kongress nach Köln. Ein rein religiöses Fest naht. Christus strahlt hervor. Um eine lebendige eucharistische Christushuldigung, die aus dem tiefsten Innerlichkeitsleben der Katholiken hervorbricht, handelt es sich. Da bricht zugleich den ganzen Rhein entlang die Kirchenbegeisterung des Volkes und des Klerus machtvoll hervor.

Die Tatsachen der Evangelien wiederholen sich.

Wie Nervensystem, Adernetz und Seele Haupt und Leib des Menschen zu einem wunderbaren, lebendigen Ganzen verbinden, — so ist auch Christus geeint mit der Kirche. Er ist das Haupt, die Kirche sein Leib.

Es war, als ob man diesen Grundgedanken des Epheserbriefes auf das lange Silberband des Rheines zwischen Mainz und Köln geschrieben hätte. Es schien, als ob all der im Epheserbrief latente Jubel des Paulus über das Glück, der Weltkirche anzugehören, an der Rheinstrasse Tausende und Aber-

tausende von Herolden und Heroldinnen erweckt hätte, damit er in deutschen Landen — wie einst im alten Orient und Okzident — verkündet werde. — —

Die bereiteten Huldigungen waren keine persönlichen, höfischen, servilen Aufmerksamkeiten.

Die Freude kam aus der Ueberzeugung von der grossen, übernatürlichen Tatsachentrilogie Christus — Papsttum — Kirche mit all ihren Folgerungen und Wellen in Verstand, Willen, Gemüt, Leben. — Ein einzigartiges Bekenntnis der Uebernatur! Man ehrte Christum und seinen Stellvertreter, den Papst.

Der Rheinstrom war wie ein mitten im Prachtrahmen der Kultur, der Kunst und des Fortschrittes aufgeschlagener, lebendiger Volkskatechismus geworden: über den neunten Glaubensartikel. — — —

Man hielt zugleich Ausschau nach dem Luftschiff Zeppelin II, das auf denselben Tag neuerdings erwartet wurde. In Frankfurt hatte man noch am Frühmorgen von seiner Abfahrt gesprochen.

Dieselben Volksscharen hätten auch für Zeppelin Hochachtung, Freude, Begeisterung, Dankbarkeit gezeigt, — aber so vermag auch das Umwenden eines neuen Blattes der Kulturgeschichte die Völker nicht zu begeistern, wie der alte und immer neue Glaube. Mich hätte Zeppelins Kommen an jenem Tage besonders gefreut: als ein Zusammentreffen des Triumphzuges des alten Glaubens und des neuen Fortschrittes.

Es war aber auch in katholischen Zeiten nicht immer so bestellt mit der kirchlichen Treue im Rheinland.

1786 — 123 Jahre früher — zog der letzte offizielle Abgesandte des Papstes rheinabwärts nach Köln. Es war Bartholomäus Pacca. Der neue Nuntius hatte Absteigequartier bei dem Bischof von Speyer in Bruchsal genommen. Er zog aber nicht, wie Vincenzo Vannutelli, nach Mainz.

Der päpstliche Delegat hatte nicht gewagt, den damaligen Bischof von Mainz, Friedrich Karl von Erthal, zu besuchen. Der papstfeindliche und verweltlichte Erzbischof, der gerade damals Heinse, nachdem er den Ardhingello vollendet, zu seinem Vorleser gewählt hatte, würde ihn kaum empfangen haben.

Von Vorbereitungen, um im Delegaten Papst und Christum selbst zu ehren, — vernahm Pacca nichts, wohl aber von Vorbereitungen — der Emser Punktation.

Er wurde damals vom deutschen Klerus gemieden, obwohl die Geistlichkeit im grossen und ganzen nicht romfeindlich dachte.

Wohl aber wurde in demselben Jahre 1786, am 25. August, die berüchtigte Emser Punktation abgeschlossen. Ich besuchte Ems auf der Heimreise. Da trat mir der ganze Gegensatz der Tage von Köln und Ems, von 1786 und 1909, vor die Seele. Augusttage 1786 und Augusttage 1909! Kardinal Pacca — und Kardinal Vannutelli! Der Weihbischof von Trier ein geistig hervorragender und im engeren Sinne

des Wortes sittlich tadelloser Prälat, der aber schon seit seiner Studienzeit unter van Espen zu Lœwen von gallikanischen, papstfeindlichen Ideen beseelt war, hatte 1763 das berüchtigte Buch: De statu ecclesiae et de legitima potestate Romani Pontificis liber singularis ad reuniendos dissidentes in religione christiana compositus unter dem angenommenen Namen Justinus Febronius herausgegeben. Er schrieb die Schlüsselgewalt der Gesamtkirche zu, die sie durch Papst und Bischöfe ausübe. Wurzelhaft und grundsätzlich (radicaliter et principaliter) besitze die Gesamtheit der Gläubigen die kirchliche Gewalt. Die Prälaten besässen sie nur gebrauchsweise, nutzfruchtartig für eine geordnete strammere Kirchenleitung (usualiter et usufructualiter). Die Bischöfe hätten ihre Jurisdiktionsrechte ohne jede Einschränkung und ohne Bezugnahme auf den Papst unmittelbar von Gott empfangen. Der Papst sei zwar Zentrum der Kirche, doch nur der erste unter Gleichgestellten (primus inter pares), sein Vorrang sei nur ein Ehrenvorrang, er enthalte keine Regierungsgewalt aus eigener Quelle (primatus honoris non iurisdictionis). Die Bischöfe müssten ihre vom Papste an sich gerissenen ursprünglichen Rechte jetzt wieder zurückerobern. Der Geist dieses Buches hatte mächtige Wellenringe in Theorie und Praxis geworfen. Als Kurfürst Karl Theodor von Bayern (1717—1799) in jenen Tagen die Errichtung einer neuen päpstlichen Nuntiatur zu München veranlasste, da erhoben sich die drei geistlichen Kurfürsten: Karl von Erthal von Mainz, Erz-

herzog Maximilian von Köln, der Bruder des Kaisers Joseph II., Klemens Wenzeslaus von Trier und der Erzbischof von Salzburg, Hieronymus Colloredo, gegen diesen Plan und versuchten mit aller Kraft die Verbindung der deutschen Kirchen mit Rom auf verschiedenartigen Gebieten zu lockern. Ihre Versuche wurden in Rom nicht berücksichtigt. Da veranlassten sie unter dem zugesagten Schutze Kaiser Josephs II., dessen Beispiel sie schon seit längerer Zeit nachgeahmt hatten, durch Bevollmächtigte den Kongress im Bade Ems, auf dem eine programmatische Punktation in 23 Artikeln im febronianischen Sinne entworfen wurde. Auf den päpstlichen Delegaten Pius' VI., Nuntius Pacca, wurde keine Rücksicht genommen. Pacca hatte schon bei seiner Ankunft in Köln von dem bisherigen Nuntius Bellisomi die Mitteilung erhalten: er würde als päpstlicher Delegat am erzbischöflichen Hofe zu Bonn weder angenommen noch anerkannt, wenn er nicht die ausdrückliche Erklärung abgebe, er wolle sich jeden Jurisdiktionsaktes enthalten. Darauf konnte Pacca nicht eingehen. Auch zur Eröffnung der Universität Bonn im November 1786 erhielt der päpstliche Delegat von dem Erzbischofe weder Mitteilung noch Einladung. Die Universität selbst wurde als eine Hochschule der wahren Aufklärung im Sinne der Illuminaten verkündet. Und dies im Namen des Erzbischofes. Zu gleicher Zeit tagte in Italien die papstfeindliche Synode des Bischofes Scipio Ricci in Pistoja. Auch das kirchliche und namentlich das sakramentale Leben des Volkes wurde von

denselben Bischöfen beschränkt und eingeengt. Diese Männer fühlten sich stark, autonom. Und doch war schon über die Wolken die Sense gezückt, welche die Weltherrlichkeit dieser Herren in mächtigen Schwaden niedermähen sollte: es wird die Blume des Grases fallen und verdorren. Die Gewitter der Revolution nahten.

Verteidiger der päpstlichen Rechte war damals der Bischof von Speyer, August Graf von Limburg-Styrum.

In welchen Gegensatz tritt dieses Zeitbild von 1768 zu jener einheitlichen Kirchentreue der Bischöfe, des Klerus und des Volkes die ganze Rheinstrasse entlang! Jetzt sammelte sich alles zur Begrüssung. Pacca fuhr einst nicht auf einem zur Verfügung gestellten Prachtschiffe rheinabwärts. Einsam zog er von Frankfurt über den Taunus und Westerwald nach Köln. (Vergleiche den interessanten trefflichen Aufsatz in der Mainzer Zeitschrift: „Der Katholik", 1909, Heft 9, S. 215 ff., unter dem Titel: „1909 und 1786".)

Wie ist die Wendung gekommen?

Sie ist nicht das Werk weniger Tage.

Die milde Stärke Pius' VI. siegte nach den vergeblichen Versuchen Klemens' XIII. und Klemens' XIV. Durch die Vermittlung des Erzbischofes Klemens Wenzeslaus gelang es dem Papste, den geistigen Urheber Bischof Nikolaus von Hontheim 1778 zum Rückruf zu bewegen. Bei Hontheim war nicht die Verweltlichung, wohl aber eine falsche theologische Erziehung, eine auf unkirchlicher Grundlage sich entfaltende missver-

standene Irenik und ein gewisser Geistesstolz Ursache der Verirrung. Es mochte Hontheim ernst sein mit der Wiedervereinigung der Protestanten. Er hatte als Resultat seiner Studien die Ansicht gewonnen: es sei dies nur möglich durch die Beschränkung der Papstrechte. Er hatte aber seine mit grossem Eifer betriebenen Studien im Geiste van Espens begonnen und fortgesetzt. Ja, ihm waren die Gallikaner noch zu zurückhaltend. Gewisse energische Reformversuche bezüglich Palliengelder und Annaten waren wohl berechtigt. Aber der Geist Hontheims war unkatholisch. Nichts ist gefährlicher als eine Irenik, die die klare katholische Lehre und das volle freudige katholische Leben abschwächt. Gerade der Ireniker muss der gewissenhafteste Beachter aller Aeusserungen des kirchlichen Lehramtes sein, von der dogmatischen Entscheidung bis zum Index. Aber er muss vom Vollicht der katholischen Lehre, von ihrem Tiefgehalt und ihrer Weitherzigkeit aus die Anknüpfungspunkte suchen. — Hontheim starb 1790, ausgesöhnt mit der Kirche. Doch die Wellen seiner Geistesrichtung waren unterdessen durch den Einfluss der verweltlichten und einseitig politischen Kurfürsten mächtig ins praktische und öffentliche Leben emporgebrandet.

Die Revolution zeigte den gegenkirchlichen Geist in seiner ganzen furchtbaren Grösse. Hirten und Herde schlossen sich im katholischen Geiste wieder enger zusammen. Der Zusammenbruch irdisch-politischer Herrlichkeit förderte das Erwachen des Geistes des

Christentums. Eine Restauration des kirchlichen Sinnes begann allmählich: es ist ein langer Stromlauf von da bis 1870 und in die neueste Zeit.

Die Romantik zeigte — wenn auch vielfach wolkenhaft und unklar — ein Idealbild der Kirche aus früheren Zeiten. Das zog die Geister mächtig an.

Brückenbauer erstanden, die von den seichten Ufern des Rationalismus zurück zu dem Frühlingslande des kirchlichen Lebens heimführten. Trug auch der eine und andere dieser Männer die Eierschalen der Zeit, die ihn geboren hatte, noch auf dem Rücken, so war ihr Gesamtwerk doch eine Riesenarbeit im katholischen Sinne. Ich nenne den grossen Bischof Sailer. Einzelne hatten sich ganz frei gemacht. Ich erinnere an die pastorale Idealgestalt des heiligen Klemens Hofbauer zu Wien.

Es kam das Kölner Ereignis von 1837. Erzbischof Klemens August von Köln trat mit der ganzen Begeisterung eines katholischen Bischofes für die Rechte der Kirche ein. Als er gefangen auf die Festung Minden geführt wurde, brach ein ganzer Rheinstrom katholischer Begeisterung in den deutschen Landen aus. „Gottlob, sie brauchen Gewalt."

Das einzige Wort: Görres, spricht Bände, wenn wir rückwärtsblickend vorwärtsschauen. Ich brauche ihn hier nicht zu schildern. Was dieser Journalist, Politiker, Pragmatiker und Mystiker gewirkt, war grossmächtig. Das eigene einstige Ringen befähigte ihn noch mehr, Führer und Leuchte der Ringenden zu sein.

Görres' Wirken blieb auch ein geistiges Zukunftskapital, von dem selbst die Neuzeit noch zehrt.

Aus Köln und München wehte Frühlingswind durch die Lande.

Der Dichter Joseph Eichendorff schreibt in seiner Literaturgeschichte: „An dem Kölner Ereignis sich selbst besinnend, in der herben Schule des Hohnes und der Verfolgung erwachsen und gestählt, erstand überraschend eine unsichtbare Macht, etwas, das niemand erfunden, geführt oder geordnet, das die Romantiker träumten und selber nicht hatten, — eine katholische Gesinnung." (Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, herausgegeben von Prof Dr. Kosch, Sammlung Kösel, Seite 535—538.)

Wiedergeburt des katholischen Lebens.

Wiedergeburt der Dichtung, der Kunst, der politischen, der sozialen Tätigkeit aus dem vollen katholischen Leben.

Die Zeit schritt vorwärts. Mit ihr die Kirche.

Die ordentliche und ausserordentliche religiöse Volkserziehung am Rheine machte grosse Fortschritte. Ich nenne neben der gewöhnlichen Arbeit des Welt- und Ordensklerus nur die blühenden Jünglings- und Männerkongregationen — und für die neuere Zeit den Volksverein.

Was sagen nicht alles die ungefähr zu gleicher Zeit wirkenden Bischöfe von Vicari in Freiburg, von Ketteler in Mainz, Räss in Strassburg, Weis in

Speier, Geissel in Köln, Martin in Paderborn, Müller in Münster, Melchers in Osnabrück und andere!

Das Vaticanum wirkte erst wie ein gewaltiger Sturm gewitterhaft. Stürme schlagen Wunden und bringen Verluste. Ich erinnere an die Bonner Ereignisse, an die grosse altkatholische Gürzenichversammlung zu Köln 1872 usf. Der Frühlingssturm aber erweckt neues Leben. Wie Sonnenlicht nach dem Gewitter wirkten die dogmatischen Aufklärungen und Entscheidungen des Konzils über den Glauben, über die Voraussetzungen des Glaubens gegenüber dem Materialismus, Rationalismus, Pantheismus, über Kirche, kirchliches Lehramt und Papsttum. Das kirchliche Leben glich einer durch Gewitterstürme erfrischten Landschaft. Eine Wohltat des Vaticanums von unermesslicher Bedeutung war das klare Herausstellen der Zusammenhänge und Unterschiede von Natur und Uebernatur. Scharf betont das Vaticanum: der edle Menschengeist, der gesunde Menschenverstand kann vordringen bis zur Erkenntnis des Daseins eines persönlichen Gottes. Das Konzil belegt sogar denjenigen mit dem Kirchenbanne, der dieses heilige Recht der Vernunft bestreiten will. So verkündet die Kirchenversammlung: die Religion der Offenbarung hängt nicht in der Luft: die Uebernatur baut auf der Natur. Dann enthüllt das Konzil der modernen Welt wolkenlos die grosse, unvergleichliche, geschichtlich glänzend erweisbare Tatsache des Lebens Jesu: es weist hin auf die siegreichen Beweise für die Gottheit Jesu, auf die Stiftung einer lehramtlich unfehlbaren Kirche durch den

Gottmenschen Jesus. Die Kirchenversammlung verscheucht die gallikanischen und febronianischen Nebel und auch die Opportunitätsbedenken mancher Zeitgenossen. Sie zieht die letzten Folgerungen aus der grossen Trilogie: Christus — Kirche — Papst: es hat dem heiligen Geiste und uns gefallen: euch die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes bei feierlichen Entscheidungen in Glaubens- und Sittensachen zu verkünden. So dürfen wir kurz die herrliche dogmatische Konstitution des Konzils zusammenfassen. Eine neue Blume war unter Gewitterstürmen unversehrt und unversengt am Baume der Kirche aufgeblüht: die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes. Sie war aber aus der Eigenart des Baumes gesprosst. Wir hatten — um mit dem alten Vinzenz von Lerin zu sprechen — aus dem Wachstum des einmal ausgesäeten Weizens Christi und der Apostel, von der Lehre Jesu auch die Frucht des Weizens eingeerntet, das Dogma. (Vinzenz von Lerin, comm. Cap. 30 zu Anfang um das Jahr 434.)

Das Vaticanum hatte aber auch scharf und klar die Wege gezeigt, auf denen die grossen Tatsachen und Wahrheiten, welche es verkündete, zum Innenbesitz des Menschen werden.

Die lichtvolle Definition des Vaticanums über den Glauben ist eine wahre Wohltat für die moderne Welt.

Die Kirche ist nicht ein Haus mit verschlossenen Fensterladen, in dem man sich vor dem stürmischen: „Warum?“ der modernen Wissenschaft fürchtet. Kirche und Theologie vermögen auch vor dem Forum

der Vernunft die Wege und Merkmale der Offenbarung siegreich zu erweisen. Der Glaube selbst aber nimmt die übernatürlichen Wahrheiten nicht an, weil das natürliche Licht der Vernunft sie durchschaut, sondern einzig und allein wegen der Wahrheitswürde, Wahrheitsfülle und Wahrheitsmacht des sich offenbarenden Gottes, der weder täuscht noch selber getäuscht werden kann (propter auctoritatem ipsius Dei revelantis, qui nec falli nec fallere potest).

Das ist der machtvolle tiefste und reinste Beweggrund katholischen Glaubens. Dieser hatte wiederum die Volksmassen und namentlich auch ungezählte Scharen der Männerwelt aus dem Volke und aus den Kreisen der Hochgebildeten ergriffen. Man betrachtete den Glauben wieder als Wahrheitsdienst im höchsten Sinne des Wortes.

Und aus diesem Boden und aus diesem Fundamente und aus dieser Wurzel sprosst auch immer — wenn der Mensch nicht einseitig und heuchlerisch bleibt — frühlingsfrisches christliches Leben. (Vergleiche Trid. fides est initium salutis fundamentum et radix omnis iustificationis, Römerbrief II. Teil und Jakobusbrief.)

Man hatte Pius IX. eine Kerze bringen müssen, da er die beschlossene Konstitution über die Unfehlbarkeit des Papstes in der Peterskirche verkünden sollte: ein furchtbares Gewitter ging über Rom und über die Basilika nieder.

Es war wie eine Prophezeiung der Stürme des Altkatholizismus und des Kulturkampfes.

Doch diese Stürme einigten und reinigten die Katholiken noch mehr.

Die politische Partei des Zentrums verteidigte in ebenso glänzender als weiser Art die Rechte der Kirche und arbeitete zugleich positiv kulturell an den vaterländischen Aufgaben des neuen einen Reiches. So wurde das Zentrum zugleich zu einem religiösen Sammlungsherd für die Jungmannschaft, ein Förderungsmittel zum engern Zusammenschluss der gläubigen Kreise der Männerwelt.

Nach dem Kulturkampf setzte wieder die neuorganisierte und vertiefte Seelsorge ein und eine vielverzweigte soziale Arbeit der Katholiken.

Das waren und sind die Wege des Umschwunges von 1786 bis 1909 in den Rheinlanden.

So vermögen auch Wellenschläge des Modernismus oder leise Anfänge desselben das katholische Kraftleben nicht zu stören.

Alle diese Tatsachen erklären uns auch die Aufrichtigkeit und Innerlichkeit der Begeisterung des deutschen Volkes für Christus, Kirche und Papsttum, wie sie in den Tagen von Köln zum überraschenden äussern Ausdruck kam. — — — — — — —

Wir waren längere Zeit vor dem Kardinalsschiff in Köln angelangt.

Der Kardinal selbst wurde von ungezählten Hunderttausenden, die stundenlang gewartet hatten, am Leystappel, wo sich Flaggenmast an Flaggenmast, Fahne an Fahne, Girlande an Girlande reihte und von wo

eine stilvoll modern geschmückte Via triumphalis bis zum Dome zog, empfangen. Das Domkapitel begibt sich auf den Landesteg. Unter dem Prachtbaldachin schreitet Delegat Vannutelli zu der Ehrenpforte am Sassenhof. Zehn Meter hoch ragen die turmartigen Pilonen. Sie sind mit lebenden Blumen und Prachtflaggen geschmückt. Zwischen ihnen hängt ein festlich purpurroter, von der Tiara gekrönter Baldachin, von welchem reichflutende krepprote, goldbordierte Plüschbehänge auf die Seitenwerke hinunter fallen. Hier begrüsst Kardinal Fischer von Köln den Kardinallegaten im Namen der Kirche Deutschlands, Oberbürgermeister Wallraf im Namen der Stadt Köln. Vannutelli antwortet und segnet tiefgerührt.

Nun fällt die Festmusik ein. Die Hochglocken des Domes singen und summen. Durch eine ungezählte Menschenmenge zieht der römische Kardinal durch die schönsten Tore der Welt in den deutschen Dom zum ersten Segen und zur ersten Abendandacht.

Es wäre eine Freude, dieses Schauspiel zu schildern, wenn nicht noch viel Grösseres zu schildern wäre.

VIII. Die eucharistische Woche von Köln.

Die eucharistischen Kongresse entstammen ursprünglich einer französischen Idee. Es ist merkwürdig, wie viele Anregungen zum Guten und Schlimmen immer wieder von Frankreich ausgehen. Auf religiösem Gebiete ist trotz des bekannten Niederganges Frankreich

in manchen Dingen eigenartige Anregerin geblieben. Nicht ganz selten haben derartige Anregungen auf religiösem Gebiete einen etwas manierierten, sentimentalen Beigeschmack. Dann aber brechen wieder Gedanken und Organisationen hervor, die, aus dem innersten christlichen Geiste geboren, als freudig katholische den Weltlauf durch die ganze Kirche nehmen. In einer gemischt deutschen und französischen Stadt hatte der eucharistische Kongress bereits zweimal getagt: in Freiburg in der Schweiz und in Metz. Die deutsche Beteiligung an den Kongressen hatte vielleicht eine gewisse wissenschaftliche Vertiefung und eine Förderung der Volksteilnahme durch Gottesdienst und zahlreichen Sakramentenempfang gewirkt. In London hatte der Kongress einen eigenartig irenisch-apologetischen Charakter in grossartiger Entfaltung, aber doch unter ernsten Hindernissen erhalten. In Köln wurde der Kongress zu einem beispiellos schönen, lebendigen Glaubensbekenntnisse der deutschen Katholiken in einem grossartigen internationalen Rahmen, ein katholischer Weltkongress im vollen Sinne des Wortes. Selten kamen sich die Vertreter der verschiedenen Nationen so nahe, wie zu Köln. Ein doppeltes Gefühl der Einheit durch den eucharistischen Christus und die Kirche Christi beseelte alle: Ein Brot, ein Leib sind wir, die vielen, wir alle, die wir an dem Einen Brote teilnehmen. (I. Kor. 10, 17.)

Immer wieder, bei hundert Gelegenheiten dieser eucharistischen Feier, strahlte der grosse Gedanke des Tridentinums hervor: das Altarssakrament ist das sym-

bolum unius illius corporis cuius ipse (Christus) caput existit cuique nos, tanquam membra, arctissima fidei, spei et charitatis connexione adstrictos esse voluit ut idipsum omnes diceremus, nec essent in nobis schismata. „Das hochheilige Altarssakrament ist das Sinnbild und das Wahrzeichen jenes Einen Leibes, dessen Haupt Christus ist, und mit dem er uns als Glieder durch die engste Verknüpfung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe verbunden haben will, auf dass wir alle einerlei Rede führen und keine Spaltungen unter uns seien."

Mich beschäftigte sogar in Köln nicht selten der Gedanke, dass die grossen eucharistischen Tage die Nationen sich auch kulturell näher brächten. Ich dachte dabei ganz besonders an das französische und deutsche Element im Reiche und ausserhalb des Reiches. Wenn sich Völker im heiligsten Dienste Gottes, des Seelenheiles und der Seelsorge in grossen Tagen der Arbeit und der Begeisterung in Tausenden und Abertausenden von Persönlichkeiten nahe kommen und gegenseitig überrascht beobachten, dann ersteht eine eigenartig versöhnende, zusammenführende Wirkung von grossem Segen. Ob der so warm telegraphierende Kaiser nicht auch daran gedacht hat?

Die Kölner Woche hatte eine wissenschaftlich-homiletische, — eine im engern Sinne pastorale — und eine sakramental-aszetische Seite.

Die Nachmittagsvorträge im Hohen Dom je Mittwochs, Donnerstags, Freitags 4½ Uhr waren für weiteste Kreise berechnet, — jedoch mit besonderer Berück-

sichtigung der Gebildeten. Ihnen wohnten auch die kirchlichen Würdenträger vollzählig an: die Versammlungen glichen fast einem Konzil.

Eine gewisse Einheit der Idee beherrschte alle Reden.

Am Mittwoch eröffnete der päpstliche Delegat Kardinal Vannutelli die Reihe der Reden mit einer fein geprägten lateinischen Ansprache. Die Idee der eucharistischen Kongresse ist eine grosse, fruchtbare. Christus selbst steht in deren Mitte. Köln war von den Urzeiten des Christentums an eine Schülerin Christi, von Christus ganz besonders geliebt, die heilige Stadt, das deutsche Rom. Auf sie fällt mit den hier verehrten Reliquien der heiligen Könige der Glanz der Epiphanie, — auf sie die Herrlichkeit ungezählter Martyrer. Köln ist Stätte blühender christlicher Wissenschaft, — einer unvergleichlichen, fortblühenden Kunstentfaltung geworden: wahrhaftig, hier im heiligen Köln ist mitten unter zahlreichen Denkmälern des Glaubens und der Nächstenliebe — in Wahrheit das Haus Gottes und die Pforte des Himmels. Mit herzlichem Danke an den Kaiser, den Kardinal von Köln und die Kongressleiter verband der Delegat den päpstlichen Gruss und Segen.

Kardinal Fischer erwidert dem Delegaten — lateinisch, deutsch, französisch — alle begrüssend. Dann folgte — ebenfalls im Dom — Bürgermeister Wallraffs Willkommgruss. — Jetzt beginnt Theologieprofessor Dr. Gerhard Esser die dogmatische Grundlage der

Feier zu legen. Lukas zeichnet das innere Leben der Urkirche: sie verharrten in der Lehre der Apostel, in der Gemeinschaft des Brotbrechens und im Gebete. In ihrer Mitte lebte der eucharistische Christus und der Glaube an ihn. Auch heute noch ist die Eucharistie das Geheimnis des Glaubens. Eine Wunderfülle der göttlichen Allmacht ist in der Eucharistie wirksam, zweifellos, aber in der Stille wie bei den grössten Wohltaten der Natur tätig, als integrierender, zur Vollendung notwendiger Teil des Erlösungswerkes, als Kompendium der Offenbarungen erhabenster Wahrheiten. Die wunderbaren Beziehungen zwischen Menschwerdung und Eucharistie, zwischen Kreuzopfer und Eucharistie leuchten wie Sonnen. Das alles erkennt nur der Glaube. In entscheidender Stunde (Johannes 6) schliesst sich der Glaube an Christus den Gottmenschen und an den eucharistischen Christus zusammen. Umgekehrt ist die Einsetzung der Eucharistie leuchtender Beweis für das göttliche Selbstbewusstsein Jesu.

Thomas von Aquin wird vom Künstler dargestellt als doctor eucharistiae, die Sonne auf seiner Brust, in der einen Hand die Hostie, in der anderen das Flammenschwert: In Christum sich versenken — Christum verteidigen ist unsere eucharistische Pflicht.

Aus der tiefgründigen Dogmatik Essers zog ein Laie, Oberlandesgerichtsrat Marx, zur Erbauung des ganzen Domes die praktischen Folgerungen. Das Bekenntnis der Eucharistie im öffentlichen Leben! Es entspricht dem edeln Zuge des Menschen-

herzens: für Gottes Sache sich zu begeistern, zu leiden, zu kämpfen. Dieses Bekenntnis strömt aus dem Herzen: ohne Herzensglaube wäre Aussenpomp. nur Heuchelei. Dieses Bekenntnis wird an der Kommunionbank eine soziale Tat: da alle geladen sind: es ergehen aber auch soziale Pflichtforderungen Christi. Das Bekenntnis der Eucharistie in der Messfeier, in der Pfarr- und Fronleichnamsprozession durch das Volk und namentlich durch die akademisch Gebildeten unter Fortsetzung dieser confessio fidei im christlichen Privatleben ist auch eine glänzende Apologie, eine Glaubensverteidigung ohne gleichen. — Ergriffen lauschte die Versammlung dem Laien. Mysterium fidei war der Akkord des ersten Tages. Mr. Thellier de Poncheville liess ihn zum Schlusse mit dem der Liebe zusammenklingen. Er sprach vom Altarssakramente und der Liebe.

Am Donnerstag eröffnete Kardinal Ferrari die Vorträge im Dom. Vannutellis Latein war gestern wie aus karrarischem Marmor gemeisselt. Ferraris Rede war ein freier Erguss des Herzens: italienisches und pastorales Feuer. „Sie sprachen in verschiedenen Zungen" —: dieses Wort vom ersten Pfingstfest erfüllt sich auch heute. Im deutschen Köln preisen die verschiedensprachigen Nationen den Einen Christus im Sakramente. Der Grundgedanke der zweiten öffentlichen Versammlung war denn auch die Eucharistie als lebendige Einheitsmacht auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens. Professor Meyenberg sprach über die Eucharistie und die Einheit der

Kirche. Ein in die Augen fallender Grund für die Beziehungen des Altarssakramentes zur Einheit der Kirche ist — diese eucharistische Einheits-Versammlung aus allen Ständen und verschiedenen Nationen im Epiphaniedom der heiligen drei Könige. Der tiefste Grund der Einheit der Kirche ist Christus, das Haupt, innig und unzerreissbar verbunden mit dem Leibe, der Kirche. Christus ist das Pleroma, die Fülle der Kirche, die von ihm alles empfangen hat. Aber auch die Kirche ist in einem gewissen Sinne das Pleroma, die Fülle, die Vollendung Christi, der sich erst in der Kirche allen schenkt und für alle sich entfaltet. (Epheserbrief.) Der geheimnisvolle Grund der Einheit der Kirche ist das Altarssakrament, der eucharistische Christus. In ihm erreicht der Gedanke und die Tatsache des Einen und alle einigenden Emanuel ihren Höhepunkt, ihre Vollendung auf Erden, die nur vom Himmel, wo der enthüllte Christus alles einst vereint, übertroffen wird. Das Paradies war Einigung der Menschen mit Gott. Die Sünde zerstörte sie. Das Protoevangelium verhiess sie wieder. Das Heimweh nach einem Emanuel blieb auch der gefallenen Menschheit, auch den Heidenvölkern: es leuchtete selbst aus dem Irrtum des Götzendienstes ein Verlangen nach dem numen praesens! Die Gnadengegenwart Gottes in Stiftshütte und Tempel war ein Gegengift gegenüber den falschen Göttern der Nähe. Isaias verheisst den Emanuel, den Gott mit uns. Seine Prophezie ist aber auch ein Schrei der Menschheit. — Jesus erscheint: Einheit Gottes mit den Menschen nach

allen Seiten: Emanuel, — aber diese Einheit sollte bleiben für die künftigen Geschlechter. Das Altarssakrament ist die Lösung. Durch Wundertaten und Wunderworte zeigte Jesus (Joh. 6): Ich bin das Himmelsbrot, das Einheitsbrot. Wer diese eucharistische Einheit mit mir nicht will, der möge gehen. Der Glaube wird gestärkt. Der kirchliche Sinn wird gehoben. Eine Scheidung der Geister tritt ein. Christus im Sakrament und die Einheit und Geschlossenheit der Kirche strahlen hervor. — Am Brotbrechen erkennen die Jünger am Osterabend Christum, den Mittelpunkt der Kirche, deren Bau scheinbar auseinander gefallen war. In der Einheit und Gemeinschaft des Brotbrechens verharrte die einige Urkirche. Gegenüber den Verführungen des Götzendienstes zeigt Paulus seinen Korinthern das eucharistische Opfer und die eucharistische Kommunion als Einheitspunkt, als Einheitsmacht: Wir sind ein Leib, die vielen, die wir an dem Einen Brote teilnehmen (I. Kor. K. 10. 11. I. Kor. 10. 17). — Der Kommunikant ist nach Jesu Wort (Joh. 6, 58) Abbild der hypostatischen Union, — der einheitlichen Verbindung von Gottheit und Menschheit. So einigt der eucharistische Christus die Kirche und die Personen mit sich und unter sich äusserlich — innerlich — mystisch: Gemeinschaft der Heiligen! Gerade durch das Altarssakrament wird uns das Haupt Jesus Christus in wunderbarer Einheit unzerreissbar verbunden. Im eucharistischen Dienste leuchtet innerlich und äusserlich, oft aus dunkeln Wolken, die Einheit der Kirche unter Tausenden und Millionen plötzlich wie aufgegangene

Pracht- und Machtlichter wieder auf: so in öfteren Kommunionen, der Sonntagsmesse auf der ganzen Welt, in der Osterkommunion. Es verbindet das Altarssakrament im persönlichen Verkehr mit Christus — in Glaube, in Liebe — Millionen mit dem Haupte Christus: alles wird wieder hergestellt in Christus. Der enthüllte, verklärte Christus, der Einiger des Himmels eint schon als verhüllter eucharistischer Christus hienieden tiefinnerlich die Kirche: Ecce panis angelorum — Factus cibus viatorum. — Das Altarssakrament ist wirklich wie das Tridentinum sagt: Wahrzeichen und Sinnbild der Einheit der Kirche, der Einheit des Hauptes und des Leibes, auf dass wir alle einerlei Rede führen und keine Spaltungen unter uns seien: Ein Haupt — Ein Leib — Ein Brot.

Prälat Dr. Gisler von Chur greift in die Tiefen der Dogmatik und popularisiert auch sublimere Gebiete derselben. Das Altarssakrament ist auch Einigungspunkt, Quelle, Ziel und Krone im Organismus der Sakramente, — jede Gnade kommt von Christus, dem zweiten Adam, der vermählt ist mit seiner Kirche durch seine Hingabe, die sich in der Eucharistie vollendet. Der unzerbrechliche Brautring der Kirche ist der Priestercharakter, Brautkrone die heilige Hostie.

Der eucharistische Christus, mit der Kirche wie Maria aufs engste verbunden, ist Quelle aller Sakramente. Daher kein Sakrament, ohne dass irgendwie die priesterliche Hand der Kirche mitwirkt. Das kirchliche

Priestertum aber besteht vor allem wegen der Eucharistie: aus ihr fliesst es in einem gewissen Sinne. — Haupt der Seelen, zu dem alle sakramentalen Ströme führen, ist der geopferte Christus, insofern er verbunden ist mit der Kirche, also die Eucharistie. — Die Eucharistie ist unter den Sakramenten, was die Liebe unter den Tugenden. Sie ist in gewissem Sinne die Trägerin des göttlichen Staatsgedankens: der Einverleibung aller Seelen in das Haupt Christus, wie aus vielen Weizenkörnern Ein Brot wird, aus vielen Traubenbeeren Ein Wein. Alle Sakramente erstreben und wirken einen Teil dieser Gnadeneinigung, die Eucharistie erfüllt diesen Reichsgedanken substantiell, in seiner Totalität. Sie ist der mittelste Stern, der alle andern überleuchtet: sie enthält nicht bloss eine Kraft Christi, sondern Christum. Sie gibt der Kirche die religiöse Superiorität.

Ins volle religiöse Leben greift Dr. Donders (Münster), Generalsekretär der deutschen Katholikentage mit seinem trefflichen Vortrag: Die Eucharistie als Opfer. Ein geschichtliches Bild des Opfers! Die Weltperioden ziehen vorüber: opfernd — sich nach dem wahren Opfer sehnend — für dieses wahre Opfer von Gott vorbereitet — im Opfern oft auch grässlich irrend. Das Opfer Christi erscheint: Der Myrrhenhügel von Golgatha verbindet sich mit dem Weihrauchhügel des Altares: die Dogmatik und Pragmatik des Opfers erstrahlen sonnenhaft in ihrer ganzen Grösse. Die Sonnenwanderung des Opfers über die ganze Welt beginnt. Sündenvergebung! Aber auch die furchtbare Grösse der

Sünde, der Losreissung von der Einheit mit Gott wird geoffenbart: sie ist nicht bloss eine verzeihliche Schwäche. Und vom eucharistischen Opfer zieht in die Welt der Opfergeist, die Selbstverleugnung, die Grundgewalt der Charakterbildung. Diese schöpfet, diese stärket aus dem heiligen Messopfer!

In die Tiefen dieses Innengebietes führte zuletzt Professor Dr. Mausbach (Münster). Er sprach über Eucharistie und christliche Vollkommenheit. Ein scharfgemeisseltes, marmorenes Reliefbild der Aszetik der Vollkommenheit, leise verklärt vom warmen Goldglanz des Gemütes! Das Wesen des Menschen soll zur Vollkommenheit heranreifen in freier Eigentätigkeit. Aber nur Gott ist genügender Inhalt. Und nur unter Gottesgnade vollzieht sich die Reife. Der Gottmensch Jesus Christus ist Ideal und Mittler der Vollkommenheit: im Altarssakramente bringt er das in der Taufe gespendete übernatürliche Leben zur reifen Vollendung. — Die Sonne fördert das Wachstum des arktischen Mooses und der gigantischen Flora der Tropen. Die eucharistische Sonne nährt und erzieht die Vollkommenheit verschieden auf verschiedenen Stufen, — die notwendige Vollkommenheit der Pflicht, die die Todsünde ausschliesst, — die schöne Vollendung der gewöhnlichen Gläubigen, die den Sieg über die Todsünde mit dem Kampfe gegen die lässliche Sünde und mit goldener Treue in den kleinsten Pflichten verbindet, — die Charaktergrösse und das Heldentum der Heiligen. In all diese feine Arbeit greift die Eucharistie ein, namentlich in der häufigen

Kommunion, je nach Möglichkeit, Stand, Umständen, Eifer. Hochbedeutsam ist hier die Mahnung Pius' X. zur öfteren Kommunion. Der eucharistische Dienst verbindet die peinliche Sorgfalt gegenüber der Sünde, überängstliche Engherzigkeit verscheuchend mit dem grossen Zuge der Liebe und der positiven Schaffensfreudigkeit. Liebe ist die höchste Art der Einigung mit Gott. Liebe ist das Wesen der Vollkommenheit. Wie viele Seelen rufen gerade heute nach einem erhebenden Lebensinhalt, nach einer „grossen Liebe", um ihren guten Willen in der zerstreuenden Weltlichkeit aufrecht zu erhalten, um ihm Schwung und Freude zu sittlichem Fortschritt zu geben. Christus ist die grosse Liebe der Menschheit — in seiner biblischen Erscheinung, in seiner geschichtlichen Nachwirkung. Dass er auch der einzelnen Seele als Freund und Helfer gehört, das wird nirgendwo so klar, wie in der heiligen Kommunion. „Die Erweckung der Liebe und des Vertrauens zu ihm erweitert unser Herz zu grossen Taten, je nach dem Berufe des Einzelnen zu Taten im Dienste der Menschheit oder des Reiches Christi. Durch sie erfüllt sich das Gebet des Herrn: „Ich heilige mich stets für sie, damit auch sie geheiligt seien in der Wahrheit. Ich in ihnen und du in mir, auf dass sie vollendet seien zur Einheit."

Einheit alles Grossen und Erhabenen, des Religiösen und Uebernatürlichen, der Kleinarbeit und der Grossarbeit, des Leidens und der unverwüstlichen Schaffensfreude im eucharistischen Christus — das war der Grundgedanke der zweiten öffentlichen Versammlung.

Und als am späten Abende sich noch einmal die Hallen des Domes füllten und die ungezählten Volksscharen mit ihren Priestern und Bischöfen laut die Namen-Jesu-Litanei beteten, während im Hochchor des Domes das Allerheiligste im strahlenden Lichtermeer stand, da war dieses alles wie eine sofortige Erfüllung der Worte, die am Nachmittage in eben diesen Hallen verklungen waren: Jesus, unser Gott — Jesus, unsere Zuflucht — Jesus, du Vater der Armen — Jesus, du Schatz der Gläubigen — Jesus, du guter Hirt — Jesus, du wahres Licht — Jesus, du unbegrenzte Güte — Jesus, unser Weg und unser Leben — hallte es durch den Dom. Und äusserlich mächtig wie das Rollen des Donners und das Rauschen vieler Wasser, innerlich aber lieblich wie das Spielen vieler Zitherspieler auf ihren Zithern widerhallte es: Erbarme dich unser, erbarme dich unser. — Nie hat mir die Namen-Jesu-Litanei in ihrer schlichten Grösse einen tiefern Eindruck gemacht, als an diesen Kölner Abenden im Dom.

Am Freitag fand die dritte öffentliche Versammlung im Dome statt. Es ist unmöglich, alle Reden bis ins einzelne zu skizzieren. Der Erzbischof Amette von Paris besteigt die Kanzel. Die Einblicke in die religiöse Lage Frankreichs, die er eröffnete, der ungebrochene Mut, der trotz der Verfolgung aus ihm sprach, und die uneigennützige Freude, die er über die Kölner Glaubenstage äusserte, erwarben ihm die lebhafteste Sympathie der grossen Versammlung im Dom.

Ein Kapuziner, Provinzarchivar P. Kilian Müller aus Ehrenbreitstein ergreift das Wort. Kleid und Geist des heiligen Franziskus stimmten zu dem zeitgemässen Thema des Redners: Die soziale Bedeutung der heiligen Eucharistie. Es freute mich, dass gerade ein Sohn des grossen sozialen Heiligen von Assisi die gemeinsame Natur der Menschheit, ihr gemeinsames Elend und ihre gemeinsame Hilfsbedürftigkeit, wodurch die Menschen sich gegenseitig achten, verstehen und helfen lernen, mit der Volkstümlichkeit des Kapuziners schilderte und auf diesen Hintergrund den helfenden, die berechtigten gesellschaftlichen Unterschiede in einem gewissen Sinne ausgleichenden, den Klassenkampf versöhnenden und alle Menschen zu seiner Gemeinschaft erhebenden Christus farbenfrisch malte. Immer wieder zeigte der Redner, dass der eucharistische Christus diese Tätigkeit unter uns fortsetzt. Die würdige, wohlvorbereitete Kommunion wird so zu einer heiligen, aus dem Innenmenschen strömenden Quelle sozialen Geistes —: „Lässt denn eine Quelle aus einer Oeffnung süsses und bitteres Wasser strömen?“

Das malerische Dominikanerkleid erscheint auf der Kanzel. Aufgabe des Dominikaners ist es, die tiefe harmonische Theologie des heiligen Thomas für unsere Zeit und ihre Bedürfnisse zu entfalten und zu gestalten. Was Thomas im zweiten Teile seiner Summe (II. II) über das Tugendleben ausführt, gehört zum Tiefsten und Harmonievollsten, was hier auf Erden geschrieben wurde. Aus diesem Schatze schöpfend, schilderte Pater

Andreas Schmitt aus Köln die Charitas und trug auf diesem Goldgrunde die einzigen und unvergleichlichen, schöpferischen und entfaltenden Wirkungen des eucharistischen Christus ein.

Nun waren alle die grossen Wirkungen und Beziehungen der Eucharistie für das kirchliche Leben geschildert. Da durfte eine bis in weiteste Kreise der Kultur wirkende, einzig schöne Wechselbeziehung in der Schilderung des eucharistischen Zentrums nicht fehlen: Eucharistie und Kunst. Prof. Meyers aus Luxemburg legte sich eine sehr glückliche Beschränkung auf, indem er Altar und Kunst schilderte, nur — im Bilde des Kölner Domes. Wie in einer Vision schaute der Redner im Gesamtbilde des Domes innere und äussere Herrlichkeit. Der eucharistische Gedanke hat ihn gebaut. Er gab ihm die Majestät auch des künstlerischen Gedankens, — den Reichtum der künstlerischen Formen — und den hohen Seelenadel der Gesamtwirkung, damit auf seinem alles beherrschenden Zentrum, dem Altare, die Herrlichkeit des eucharistischen Gottesdienstes gefeiert werde. Und als des Redners Hymnus verklungen war, — da sprach der Dom selbst in seiner abendlichen Herrlichkeit für sich und die ganze christliche Kunst sein Ja und Amen.

Wer wollte nun noch in gedrängten Ferienbildern die Unsumme der Arbeiten und der Reden in den verschiedenen Sektionsversammlungen schildern? — Wer sich näher darum interessiert, der wird in dem grossen Kongressbericht eine ganze Fülle pastoreller Anregun-

gen finden. Immerhin stelle ich die Namen der Redner und die Themata der Uebersicht halber zusammen. Im Gürzenich sprachen folgende Redner über nachstehende Themata, denen Diskussion folgte: Prof. Dr. Brandt, Geschichte des eucharistischen Kultes; Pfarrer Ditges, Eucharistischer Kult in Köln; P. Corbinian, O. S. B., Besuchung des Allerheiligsten; P. Schäfer, S. V. D., Oeftere Kommunion; Lehrer Janssen, Eucharistie und Schuljugend; Pfarrer Böhmer, Erste Kommunion; Pfarrer Dr. Kaufmann, Kommunionandenken; Kgl. Hoheit Prinz Max, Eucharistielehre des hl. Cyrill v. J.; P. Blume, S. J., Sakramentslieder; P. Dröder, Abt M. J., Eucharistische Volksliteratur; P. Schlager, Sakramentsbruderschaften; Pfarrer Dr. Fink, Männerkommunion; Msgr. Schweitzer, Praktische Frömmigkeit im Gesellenverein; Kaplan Kaiser, Arbeiterexerzitien; Direktor v. d. Fuhr, Anleitung, die heilige Messe zu hören; Pfarrer Dörner, Werktagsmesse; Pfarrer Ludwigs, Volksgesang in der hl. Messe; Msgr. Graf Spee, Choral, vom Volke gesungen; Bistumssekretär Sommereisen, Werk der Sühnungsmesse; Pfr. Odenthal, Theophorische Prozession; Dozent Dr. Rothes, Darstellung der heiligen Eucharistie in der Kunst.

Von den Sektionsversammlungen geben wir folgende Uebersicht:

Es sprachen: Für Priester in St. Maria-Himmelfahrt: Domdekan Dr. Selbst: Eucharistie im Leben des Priesters. Regens Dr. Schreiber: Opferfunktion des Priesters. Rektor Dr. Holl: Förderung der Priesterberufe. Domkap. Lohmeyer: Tröstungen der heiligen Eucharistie.

Dechant v. Hähling: Erfahrungen bezügl. des Dekretes Sancta Trid. Synodus. Pfarrer Joh. Müller: Messdiener.

Ueber Jugendseelsorge redeten: Pfarrer Dr. Drammer: Jugend und Verehrung der heiligen Eucharistie. Pfr. Sandhage: Jugend und hl. Messe. P. Brors, C. SS. R.: Eucharistie und Erziehung. Domvikar Fendel: Jugend- und Herz-Jesu-Kult. Direktor Anheier: Eucharistie und Unschuld. Kaplan Könn: Aloysianische Sonntage. Für Damen, im Fränk. Hof, sprachen: Msgr. Lausberg: Eucharistie und Familie. Fräulein Herber: Eucharistie und Kind. Prof. Dr. Faulhaber: Eucharistie und Lektüre. Frau Stummel: Paramentik.

Dazu kämen noch die fremdsprachlichen Vorträge und Diskussionen.

Aus dem Schatze Christi wurde Neues und Altes hervorgeholt.

Etwas eigenartig Erhebendes waren die Abendpredigten der hochwürdigsten Bischöfe im Dom. Diese heiligen Versammlungen hatten etwas Altchristliches, Urchristliches an sich. Lauschende Volksmassen. Zu ihnen sprechen die Lehrer ersten Ranges, die unmittelbaren Träger des Lehramtes, der Lehrgewalt selbst. Leider konnte ich nicht allen Predigten beiwohnen. Unvergesslich bleibt mir Bischof Dr. Kepplers Wort über die geistliche Kommunion. Es sprachen auch aus der Fülle ihres Amtes und ihrer Gedanken Bischof Dr. Korum, Trier, und Weihbischof Dr. Knecht, Freiburg.

IX. Kreuz und quer durch Köln.

Ich wollte aber auch wieder einmal das heilige Köln schauen. Den Dom erlebten wir alle Tage aufs neue in den verschiedensten Stimmungen der Seele, der Architektur, der leuchtenden Glasfenster und der Altäre. Die Seele der ästhetischen Domstimmung ist das stets wechselnde, geheimnisvolle Licht.

Aus der Stadt der Kirchen in dem deutschen Rom wollte ich einige Auswahlen treffen, — Wiederholungen, Vertiefungen früherer Eindrücke suchen und ganz neue gewinnen. Dies so gründlich zu besorgen, wie ich es in München zu tun pflege, dazu war in Köln diesmal keine Zeit. Wer vieles an einem langen Vormittage pflücken möchte, der hat auch in unserer heutigen fortschrittlichen Zeit kein anderes Mittel, als den bewährten alten Kutscher und die Droschke. Ich lud meinen Freund, Dr. Donders, den vorzüglichen Homileten und rastlosen Generalsekretär, ein, die Fahrt mitzumachen. Wir fuhren in den herrlichen Augustmorgen hinein. Die letzten Nebelfetzen zerflossen im siegenden Licht. Die Türme und Kuppeln ragten scharf umrissen in das dunkle Blau des Himmels. Von den grünen Anlagen und den Rheinstrassen her wehte erfrischende Frühluft uns ins Gesicht. Ferienstimmung!

Bei jeder Wagenfahrt fällt mir ein Lied ein, das ein gewisser Regimentsarzt Dr. Kümmel in Landau dem Wagenfahrer von Gottesgnaden, Hansjakob, gestiftet. Es

gibt trefflich jene Ferienstimmung wieder, die eine mit gutem Gewissen unternommene Wagenfahrt begleitet.

„Vom Schwarzwald hin zum Nekarstrand,
Vom Nekar dann zum Rheine
Willst du befahren alles Land
Im Wagen — das ist feine!
Wirf ab die trübe Seelenpein,
Schau' Gottes neue Wunder —
Die Welt so jung und frisch und rein.
Werd' auch du frisch und munter!"

Noch eine Erinnerung weckt mir jede Wagenfahrt. Sie hat mich im Stillen schon zu Tränen gerührt. Ich stamme aus einem schlichten Hause. Als ich aber einmal als junger Priester dem Mütterchen meine erste Universitätsstadt zeigte und wir uns gelegentlich auch eine Wagenfahrt ins schöne freie Land gestatteten, da meinte lächelnd die einfache Frau, die aber für alles Grosse und Schöne in Religion, Natur, Bibel, Kunst ein offenes Auge und ein feines Verständnis hatte: Weisst du, etwas vom Schönsten in der Welt ist so eine Wagenfahrt, auf der man ganz ungehemmt in Gottes schöne Natur blicken und betrachtend darin aufgehen kann. — Seither blühen schon lange die Astern auf ihrem stillen Grab im Stufenfriedhof von St. Michael in Zug, den in diesen Augusttagen jeweilen die über dem See untergehende Sonne im Goldlicht und Purpur verklärt —: es gibt keinen schöneren Sonnenuntergang auf der Welt, als am Berggelände ob Zug. Und er leuchtet über der Eltern benachbarte Gräber am stillen

Hang. Wie oft begegnete mir auf stillem Spaziergang ein würdiger alter Pfarresignat, der Pfarrer meiner Jugend, mit dem kurzen Silberhaar und dem strahlenden Silberknopf auf seinem Baculus pastoralis: er war lange Jahre Feldgeistlicher in neapolitanischen Diensten. An Zug im Frühlingsblütenschmuck seines Obstbaumwaldes und in der Farbenpracht des Sonnenunterganges reicht kein Neapel! — pflegte er zu sagen. Er war nicht gestorben, als er Neapel gesehen.

So eilten in einem stillen Augenblicke die Gedanken von Köln in die Heimat, ohne dass ich mich aussprach. Mütterchens Wunsch aber kommt mir bei jeder Wagenfahrt in den Sinn, die ich etwa in Ferientagen in fernen Landen mache, und er stimmt mich wehmütig. Aber bei Gott, in dem sie nun ruht, braucht es keine menschlichen Vehikel: in ihm und mit ihm schaut und besitzt und geniesst man alles.

Die Fahrt ging kreuz und quer. Alte und neue Stadtbilder wechselten. Und es wechselten zwischen hinein unsere Gespräche: Exegese, Homiletik, Literaturstreit — freier Gedankenaustausch der Freunde. Ein unvergesslicher Morgen!

X. Der Dom.

O ihr herrlichen Kirchenbilder von Köln! Wer könnte euch je wieder vergessen? Der Domwald der Türme und Fialen, die Domburg, die zum Himmel stürmt, die Domharmonie, die alles Grosse und Kleine, Riesenhaftes

und Filigranarbeit in ein unvergleichliches Schönheitswerk verbindet, sie singen zusammen ein Sursum corda, wie es weder vorher noch nachher auf unserer Erde gesungen wurde. Das ist gotische Grundstimmung. Trotzdem reizt der Dom nicht so unwiderstehlich zum Einzelstudium, wie etwa die Dome von Strassburg, Freiburg und Ulm. Vielleicht deswegen, weil er das Ideal ist, so wie es im Buche steht, ohne eine Nebenfülle malerischer Abweichungen und Zugaben. Und doch ist das Einzelstudium des Domes nach einer anderen Seite hin von unvergleichlichem Werte. An keinem Bauwerke der Erde können Wesen und Grundeigenschaften des gotischen Stiles systematischer und praktischer erkannt werden, als am Dome von Köln. Es war darum — um nur ein Beispiel zu erwähnen — ein sehr glücklicher Griff des Kunstschriftstellers Dr. P. Albert Kuhn, dass er in seiner grossen Kunstgeschichte das Wesen der Gotik, ihr konstruktives und ornamentales System, gerade an dem einen Kölnerdome wie an einem Typus theoretisch und praktisch darlegte. Wenn man in einiger Entfernung langsam den Dom umfährt, namentlich nachdem man sich früher eingehenderen Einzelbetrachtungen gewidmet hatte, dann lösen sich einem gewisse grosse Grundgedanken aus der Ueberherrlichkeit des Ganzen. Wohl nie hat die architektonisch-künstlerische Konstruktion grössere Triumphe gefeiert, als in dieser Hochgotik. Auf den ersten Anblick überrascht uns der unermessliche Reichtum des Ornamentes. Bei tieferem Betrachten überrascht uns eine neue Entdeckung:

überall begleitet das Ornament nur die notwendigen Bauglieder. Der grösste Reichtum entfaltet sich da, wo die schwierigsten und notwendigsten Konstruktionen zugrunde liegen. Eine ganze Welt des Gemütes, der Innerlichkeit und der jugendfrischesten Phantasie spricht und jubelt sich am Dome aus. Und doch ist alles wieder — ich möchte sagen — von einer Scholastik klarer, leuchtender Gedanken durchstrahlt: des Zirkels Mass und Gerechtigkeit beherrscht alles. Wohl nie haben der religiöse Tiefgedanke, die Gemütsinnerlichkeit, die jugendfrische Eigenart der Zeit und der Nationalität mit den strengen und notwendigen Gesetzen einer kühnsten Konstruktion eine so innige Freundschaft geschlossen. Christlicher Frühling und Völkerfrühling, Religiösität und nationale Begabung haben diese Freundschaft geboren. Trefflich sagt P. Albert Kuhn: „Seit den Griechen war nie mehr eine Kunst aus dem innersten, tiefsten Borne, aus einem so lebhaft gefühlten Bedürfnisse und Triebe hervorgegangen, wie die Gotik. . . . . Keine andere Kunst neben der der Helenen war so originell, so ganz neu und eigenartig, so ganz voll das Produkt der inneren Voraussetzungen, wie die Gotik. . . . . Dem christlichen Mittelalter erschloss das Christentum die erhabensten Geheimnisse der Gottheit und Ewigkeit und gab ihm Ideale von ewiger überirdischer und unvergänglicher Schönheit. Das sicherte seinen Schöpfungen einen Inhalt und musste es zu Leistungen anregen, von denen der Grieche keine Ahnung haben konnte. Was dagegen die nationale Begabung betrifft,

so ist ohne weiteres anzuerkennen, dass in den Talenten der Griechen ein grösseres Ebenmass bestand, was sich durch das sprichwörtlich gewordene griechische Mass, durch Klarheit und Geschmack so unvergleichlich rein in den formalen Gestaltungen ausspricht.“ (Kunstgeschichte, Architektur, Bd. II, S. 479 und 480.) Die Gotik wuchs aus zwei nationalen Eigenschaften der fränkischen und deutschen Völker: aus der nüchternen Verständigkeit und gefühlssinnigen Schwärmerei. Sie reinigte und einigte die beiden Züge des Volkscharakters durch die klaren, warmen und tiefen Gedanken und Gefühle der Religion. Das Laienelement, das in der Gotik viel ausgiebiger als früher sich in den Künstlerkreisen geltend machte, trug einen neuen naiven, von früheren Kunstüberlieferungen unabhängigen Geist in die Stilentfaltung, die kühn und rücksichtslos nach neuen Formen in Konstruktion und Ornamentation drängte. So wurde unbewusst manches Greisenhafte und Ueberlebte besiegt, das dem romanischen Stile noch anhaftete. Die innerste Seele der Dombauherrlichkeit aber hatte uns Professor Meyers im Dome selbst geschildert. Das sind die Gedanken, die dem stillen Betrachter aus der äussern Domherrlichkeit entgegenfluten. Wir biegen in benachbarte Strassen ein.

XI. Gross St. Martin.

Riesenhaft, aber zugleich massig, wuchtig, derb ragt Gross St. Martins fünfspitziger Hochturm über Kirche

und Häusermeer, als wollte er sagen: auch die Romanik riss bis in die Himmel. Und doch spricht der Bau mit seinem interessanten Innern mehr die Sicherheit, Festigkeit und Unzerstörbarkeit des Himmelreiches auf Erden aus, während die Gotik ins Jenseits, in das Inwendige des Vorhanges führt. Das ist der Unterschied der gotischen und der romanischen Sprache. Mir fiel bei diesen Vergleichen ein Wort des Bischofes von Metz ein, mit dem ich einmal während der Kölnerwoche im gastlich-edeln Hause Franz Bachems speiste. Wir kamen auf die riesenhafte gotische Fensterentwicklung des auffällig hellen Domes von Metz zu sprechen. Da erzählte der Bischof die mir neue Ueberlieferung: Der Meister des Metzer Stephansdomes hätte durch die eigenartig offene Lichtherrlichkeit des Tempels das Wort des Märtyrerdiakons versinnbilden wollen: Ich sehe den Himmel offen, — ich sehe die Herrlichkeit Gottes und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen.

Gross St. Martin hat nun in der Tat etwas von dem Festigkeitsgedanken der Romanik, wie von dem Himmelstrebenden der Gotik als Bauwerk des Uebergangsstiles an sich. Alle aufstrebenden Teile und Linien des Baues reisst der gewaltige Fünfturm mit seinen vier Erkern mit sich in gewaltige Höhe. Der Turm von St. Martin mit seiner schönen Gliederung und auffälligen Gestalt wird geradezu ein Rivale des Domes und gehört mit ihm zu den charakteristischen Wahrzeichen des Stadtbildes. In einer Nische des nördlichen Seitenschiffes der Kirche ist

die Ruhestätte und das Grabmal eines berühmten Pfarrkindes von St. Martin, des Weihbischofes Schmitz: der thronenden Gottesmutter naht sich einerseits betend der selige Hermann Joseph, andererseits der verstorbene Weihbischof. Der grosse apostolische, soziale Arbeiter und Prediger besass etwas von der derben Wucht seiner Pfarrkirche und noch mehr von ihrer Innenherrlichkeit und der Kühnheit des Aufstrebens ihres Riesenturmes. Ich gedachte seiner unvergleichlichen Schaffensfreude für die Sache Gottes und der Menschen.

XII. St. Gereon.

Wer wollte alle die Kölnerkirchen beschreiben? Wir standen betend und betrachtend im majestätischen Inneren St. Marias im Kapitol, wo die stilvolle Ausmalung Maria als Vermittlerin der Erlösung feiert, während der Fussboden mit seinen Mosaiken das ganze zu erlösende Menschenleben in seinen verschiedenen Altersstufen darstellt. — Innerlich ergriffen wanderten wir durch den Wunderbau von St. Gereon. Und wiederum stand ich mit dem kunstsinnigen Bischofe von Basel und seinem Kanzler Prälat Buholzer unter der Kuppel dieses Tempels im wunderbaren Zehneck mit seinem Kapellenkranz und dem eigenartig gedämpften Farbenspiel seiner Gemälde und Fenster: von da aus zieht ein majestätischer Stiegenaufgang zum Hochchor. Die gesamte Architektur und Farbenwirkung von Sankt Gereon ist einzig in ihrer Art: — aber ist nicht doch

die Restauration und namentlich die Ergänzung der Malereien zu archaistisch geraten? Im Chor wirken die prächtigen Gobelins, durch Baumwuchs und Säulen in sieben Abteilungen getrennt und das Leben des ägyptischen Joseph erzählend, mit dem reich geschnitzten, goldstrotzenden Barockreliquiarien, dem gotischen Chorgestühl und der Gesamtarchitektur ungemein malerisch ineinander. Wir wanderten durch St. Ursula und standen bei den Goldenen Heiligen in der stillen Prachtkammer, wo alles zu Ehren der Märtyrerschar flammt und glüht und glänzt.

Alte und neue Kirchen, — noch eine ganze Fülle boten uns ihre Aussen- und Innenbilder. Alte und neue Eindrücke, Erinnerungen von gestern und seit Jahren traten zu einem Ganzen zusammen. Ueberall betendes Volk, Hochämter, Singmessen, Aussetzung des Allerheiligsten, Anbetungsstunden. Eine eucharistische Andacht im heiligen Köln! Ein Tempel ladet mich immer zu längerem Verweilen: die Apostelkirche.

XIII. Die alte und neue Herrlichkeit der Apostelkirche.

Die Apostelkirche mit ihrer Chorkleeblattanlage, ihren malerischen Galerien und Blendarkaden, den weichgeschwungenen Linien der drei Apsiden, ihren Doppeltürmen und der feierlichen Prachtkuppel ist ein charakteristischer Bau der romanischen Zeit, der mit strenger Gesetzmässigkeit das Malerische im höchsten

Grade verbindet. Doch ihre volle Herrlichkeit ist von innen. Kein Tempel diesseits der Alpen, ausser etwa dem karolingischen Münster zu Aachen besitzt einen so grossartigen, echten Mosaikschmuck, wie St. Aposteln zu Köln. Und dieses mussivische Prachtwerk ist eine Schöpfung der Neuzeit. Chor, Kuppeln, Seitenapsiden und Nischen strahlen in flammendem Golde. Der Ernst der romanischen Formen verbindet sich mit der Freude des goldenen Lichtes. Die auf dem Goldgrunde eingetragenen Mosaiken verkünden das ganze Erlösungswerk. In der Concha des Chores erscheint die Majestät des Herrn in leuchtendem Nimbus: der Herr der Herrn und der König der Könige beherrscht den Tempel; die Heiligen umstehen seine Herrlichkeit. In den Leibungen der Fenster leuchten die von Engeln gehaltenen Sinnbilder der drei göttlichen Tugenden. Der Herrlichkeit Christi soll die innere Seelenschönheit entsprechen: Glaube, Hoffnung und Liebe verbinden ja die Seele unmittelbar mit Gott und mit dem opfernden Christus auf dem Altare, den hier im Mosaikwerk räuchernde Engel, David mit der Harfe, welcher vor der durch Leviten getragenen Bundeslade jubelnd einherzieht, und Moses mitten im Mannaregen vorbildlich umgeben. Hoch oben in den Goldfluten des Chorgewölbes erscheint die allerheiligste Dreifaltigkeit: Gott der Vater hält den am Kreuze dahingegebenen Sohn: die Brust des Sohnes nimmt in Lichtherrlichkeit die Taube ein, der heilige Geist. Engelchöre umschweben die dreieinige Gottheit. Am Choreingang führen zwei gewaltige Bilder, die zu-

gleich auf den Titel der Kirche Bezug haben, zum Hauptgedanken der feierlichen Kuppel. Jesus überträgt an Petrus die Schlüsselgewalt und bekehrt den Saulus zum Völkerapostel Paulus. Das ganze Bilderwerk des Chores von Alexander Kleinertz entworfen und von der Firma Odorico in Frankfurt durch italienische Mosaiszisten im letzten Jahrzehnte ausgeführt, verkündet in Einheit mit dem Altare klar und tiefsinnig zugleich das gesamte Erlösungswerk, welches der dreieinige Gott geplant und Christus vollendet hat. Das Riesenmosaik der achteckigen Kuppel über der Vierung aber, von Kunstmaler Stummel in Kevelær genial entworfen und durch den Mosaiszisten Gobbo aus Venedig im San Marco-Stil farbenprächtig ausgeführt, schildert die Zuwendung der Erlösung durch den heiligen Geist in der Weltkirche. Hoch oben in der Laterne der Kuppel schwebt im rotgoldenen Flammengewoge die silberglänzende Herrlichkeitstaube, des heiligen Geistes Sinnbild, aus Metall getrieben. Aus dem übrigen Raum der Laterne strahlt ein mit Goldsternen besäetes Himmelblau. Die Verbindungsstellen der hohen Laterne mit dem gewaltigen Tambour der Kuppel umläuft ein Zierband mit Inschriften, welche die Sendung des heiligen Geistes aus der Apostelgeschichte erzählen. Feierlich leuchtet in dem oben und unten reich einflutenden Lichte das flammige Gold der Gewölbekappen des Tambours. Aus den acht Gewölbeflächen treten farbenfrisch die Mosaikgemälde. Von der dem Hochaltare zugewandten Seite strahlt von der Goldfläche

lieblich und prächtig das Bild der Gottesmutter. Ein schimmernder Silberstrahl senkt sich aus der Region des heiligen Geistes über den Goldhintergrund auf Mariens Haupt, das von einem aus dem übrigen Gold sich abhebenden reichen Heiligenschein umgeben ist. In ihm schwebt unmittelbar über Marien die flammende Feuerzunge des Pfingstfestes. Maria erscheint im Apostelkreise zugleich als Vorbild und Sinnbild der Kirche und der Seele. Darum leuchtet auf der ihr gegenüber stehenden Gewölbefläche in wunderbarer Mosaikpracht die heilige Stadt Jerusalem. Auf den sechs übrigen Gewölbekappen strahlen je zwei Apostelbilder, in ähnlicher Weise durch Silberstrahl und Feuerzunge mit dem heiligen Geiste, dem Lebendigmacher, verbunden. Ein feines Mänander-Zierband grenzt das untere Kuppelstockwerk ab. Im Anschlusse an dieses setzt sich der oben begonnene Text über die Geistesausgiessung fort. — Der Geist redet durch die Schrift. Darum erscheinen auf jenen der nun folgenden unteren Tambourflächen, die nicht von Fenstern durchbrochen sind, die breit veranlagten Evangelistenbilder. Die charakteristisch gehaltenen heiligen Schriftsteller sitzen an Schreibpulten auf reichem Gestühle. Vom hl. Geiste durchweht und durchstrahlt, schreiben sie eben, jeder in seiner Eigenart, an ihren Evangelien. Ueber ihnen erscheinen in düsteren Farben auf dem leuchtenden Goldgrunde die bekannten Sinnbilder der heiligen vier Schriftsteller. Das Evangelium aber dringt hinaus in alle Lande: es wird verkündet jeglicher Kreatur. Sinnig

hat deshalb der Künstler in die zwischen den Evangelistennischen und den Fenstern noch freigebliebenen sechzehn Wandflächen die Vertreter der im Pfingstbericht der Apostelgeschichte erwähnten verschiedenartigen Völkerschaften, in farbenstrahlender Mosaikarbeit eingesetzt. Die in ihren bunten Trachten niederschauenden Männer sprechen zugleich die Allgemeinheit der Kirche in allen Zeiten und unter allen Völkern aus: die Kraft von oben will alle eigenartig erfassen. Ein kräftiges Gesims umläuft unterhalb dieser Bilderreihe das ganze offene Achteck der Kuppel. Dann bieten sich dem Künstler noch vier grosse Raumflächen dar. Ihre Prachtmosaiken führen die Dogmatik des heiligen Geistes und der Kirche weiter: der heilige Geist gründet und vollendet auch das Innenreich der Kirche durch die heiligen Sakramente, unter Mitwirkung der ganzen menschlichen Persönlichkeit. Urbild und Vorbild des übernatürlichen Geisteslebens ist — Mariä Verkündigug: der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten. In lieblicher Kraft und Farbenfülle leuchtet das bewegte Verkündigungsbild von der Kuppelhöhe: Christ! ein ähnliches, ein abbildliches Werk des hl. Geistes geschah in dir: vollende wie Maria, was die Kraft von oben in dir begonnen. — Energisch und verwundert zugleich hemmt der kräftige Herold des Kämmerers der Königin von Kandaze die Rosse des Prachtwagens. Der vornehme Reisende, von Philippus unterrichtet, ist aus dem Wagen in ein munter sprudelndes Flüsschen ge-

stiegen. Philippus giesst aus der Muschelschale das heilige Wasser über das Haupt des entzückten, tief ergriffenen Kämmerers. An einige scheinbar armselige Wassertropfen hat der heilige Geist seine Wunderkraft von oben, ein neues, zweites Leben geknüpft. Ja, an einige Wassertropfen, um zu zeigen, dass in der Taufe eine ganz und gar übernatürliche Reinigung und Belebung gewirkt wird. Es ist durch und durch übernatürlich, was der Mensch hier empfängt. Und demütig hat sich darum auch der Menschenstolz zu beugen, um unter einem unscheinbaren Zeichen Riesenkräfte zu empfangen, die er nie sich selbst erobert: Der heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten dich überschatten. Durch Christus ist des heiligen Geistes Kraft in den Taufbrunnen gestiegen. Staunend sieht der Wagenlenker den Geheimnissen zu. Ein Meisterstück der Mosaikkunst! In einem benachbarten Bilde firmen Petrus und Johannes die Samariter: stärken und vollenden durch den heiligen Geist das innere Leben. Dieses neue Leben des heiligen Geistes, das sich in allen Sakramenten entfaltet, soll aber den Menschen aller Zeiten zuteil werden. Das verkündet das Schlussbild: Petrus erteilt Paulus und Barnabas die Priesterweihe. Er sorgt für die übernatürliche Fortpflanzung des neuen, zweiten Lebens, das Christus gebracht, indem er die Gewalt über den wahren und mystischen Leib Christi als zeugender Vater der Uebernatur den Männern der Zukunft in der Priesterweihe vermittelt. Nun entsteht in der Kirche ein wundersames

Ineinanderwirken göttlicher und menschlicher Kräfte. Die Gaben des heiligen Geistes leihen diesem Zusammenwirken Kraft, Leichtigkeit, Freudigkeit, Heldenhaftigkeit. Dabei bleibt doch die Menschenarbeit eigenartig individuell geprägt. Feinsinnig stellte darum der Künstler in den kleineren, frei gebliebenen Zwischenfeldern dieses Kuppelstockwerkes die sieben Gaben des heiligen Geistes und deren Fülle durch acht Heilige dar. Spruchbänder rufen den tiefen Sinn der Gemälde in den Tempel hinab. Gregor von Nazianz sinnbildet die Weisheit, Thomas von Aquin den Verstand, Katharina von Siena den Rat, Athanasius und Agnes die Stärke, Albertus Magnus die Wissenschaft, Gertrud von Nivelle die Gottinnigkeit und Frömmigkeit, Norbert die Furcht des Herrn.

Der heilige Geist spricht aber nicht nur durch die Schrift zu uns, — er redet auch durch die lebendige Ueberlieferung. Und so hat denn der feinsinnige Künstler in die grossen sphärischen Dreiecke der Kuppelzwickel, die zu den grossen Räumen der Querung und der Chöre überleiten, die Machtgestalten der vier abendländischen Kirchenväter, des Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregor des Grossen, als Abschluss des Mosaikgemäldes eingetragen. Sie sind die Vertreter der Ueberlieferung der Kirche, in der ebenfalls der heilige Geist wirkt.

Wenn sich das betrachtende Auge von der Kuppelherrlichkeit nieder und wieder hin zum Chore wendet, dann trifft der Blick neuerdings die beiden Eingangs-

gemälde: die Uebertragung der Schlüsselgewalt an Petrus und die Bekehrung des Völkerapostels Paulus: das lebendige kirchliche Lehramt ist die nächste Regel des Glaubens, — es schöpft in reicher Fülle aus Schrift und Ueberlieferung.

So leuchten klare und tiefe Gedanken aus diesem Wunderwerk, und sie spinnen mit ihren Lichtfäden frei weiter im tiefsten Innern des Tempelbesuchers. Eine geheimnisvolle Weihe und Salbung aber zittert zugleich durch das Ganze und erregt tiefe Wellen im innersten Gemüt des Betrachters. Selten ist der achte und neunte Glaubensartikel in seiner ganzen Tiefe künstlerisch grossartiger und unmittelbarer erfasst, innerlich erlebt und in neuer zeitgemässer Form gestaltet worden. Mit dem Werke des Hauptchores und der Seitenchöre tritt das Kuppelmosaik zu einem vollen Credo zusammen. Aus dem Ganzen leuchten Christi und der Kirche Aemter in ihrer reichen Fülle: Christus und sein Priestertum erscheint in der Kraft des heiligen Geistes als sacerdos sacra docens — sacra dans — sacer dux: Heiliges lehrend, Heiliges gebend als heiliger Hirte.

Das ist wieder einmal ein echtes, volles Kunstwerk im Ganzsinne des Wortes. Die modernen Künstler haben die romanische Architektur tief erfasst. Sie haben die Mosaikgemälde mit ihr zusammengestimmt. Doch haben sie nicht einen toten, erstarrten Monumentalbau archaistisch restauriert, vielmehr ein lebendiges Gotteshaus. Sie sind in Gegensatz getreten zu einer Richtung,

die jeden 1786 oder 1295 eingeschlagenen Nagel geflissentlich vergoldet und mit Datum versieht, unter deren Händen alles zum historischen Museum wird. Sie trifft das Wort Gœthes nicht: „Die Herrschaft führen Wachs und Leder . . ., vom Rechte, das mit uns geboren ist, von dem ist leider nie die Rede. Wehe dir, dass du ein Enkel bist.“ Pfarrer, Kunstkommission und Künstler dieses Gotteshauses haben in weitherziger Art das Recht der Gegenwart und das moderne Empfinden des christlichen Volkes mit berücksichtigt. „Die Gläubigen, die jahrein jahraus ein Gotteshaus besuchen, das einer Erneuerung, Neubemalung, einer Dekoration unterzogen werden soll, haben auch das Recht, mitzusprechen und durch Sachkundige zu fordern, dass es so ausgestattet, so dekoriert werde, um ihnen zu gefallen, sie zu erbauen und zu erheben.“ (Dr. P. A. Kuhn, O. S. B.: Moderne Kunst- und Stilfragen, S. 89 ff.) Nichtsdestoweniger ist die Mosaikkunst wirkliche Mosaikkunst geblieben. Eine gewisse Strengheit der Linie, ein gewisses Festhalten an der Ueberlieferung, eine weise Rücksicht auf Stoff und Mittel dieser Kunstart machen sich überall vorteilhaft geltend, jedoch ohne byzantinische Erstarrung, ohne archaistische Aengstlichkeit. Ebensowenig sind Zugeständnisse an einen einseitigen Impressionismus gemacht, obwohl da und dort, zum Beispiel im Taufbilde des Kämmerers, modern realistische Züge mit Recht durchleuchten. Doch bleibt alles innerhalb der Eigenart mussivischer Kunst. Da und dort mag man Einzelheiten tadeln. Das Ganze

bleibt unvergleichlich. Es ist allein eine Reise nach Köln wert. Der farbenfrische Gedankenzusammenhang des Grosswerkes, der immer an wirkliche Tatsachen anknüpft, würde auch einem Verkünder des Wortes Gottes fruchtbaren Zyklusstoff darbieten für sommerliche Predigten nach Pfingsten oder in der Zeit zwischen Epiphanie und Ostern.

Und noch sind wir mit der Betrachtung des gesamten Mosaikwerkes nicht zu Ende. Auch die beiden Seitenchöre und das benachbarte Nischenwerk des reich gegliederten Querschiffes strahlen im grossartigen Mosaikschmuck. Der nördliche Chor erzählt das Marien-, der südliche das Josephsleben. Die Darstellungen sind so gewählt, dass zugleich das Leben Jesu machtvoll aus ihnen hervorleuchtet. Dort wird das grosse Mosaikwerk des Chores und der Kuppel: die Vollendung und Zuwendung der Erlösung durch das erste Werden und sich Entfalten derselben im L e b e n J e s u ergänzt. Im Marienchor glänzt über reichen Arkadengalerien aus den Goldfluten des Tonnenausschnittes im Gewölbe das M a r i e n l e b e n bis zu C h r i s t i G e b u r t. Unter der goldenen Pforte des Tempels begegnen sich Joachim und Anna: die Empfängnis Mariä ohne die Makel der Erbsünde ist damit angedeutet. Dann folgt die Opferung Mariä im Tempel. Auf der gegenüberliegenden Seite, gleich oberhalb der prächtigen Doppelarkaden, leuchtet freundlich der Besuch Marias bei Elisabeth herab, darüber steht das Weihnachtsbild. Diese Tonnengurtung ist doch etwas zu reich an grossen Szenen. Sie wirkt

unruhig. Wären nur drei Bilder gewählt und neben Mariä Opferung und dem Besuch bei Elisabeth das Weihnachtsereignis in die Mitte gestellt worden, dann würde die Weihnachtstatsache mit ihrem Geist der Erniedrigung in einen wohltätigen Gegensatz zum farbenreichen Krönungsbilde der Concha getreten sein, das sieghaft aus umgebenden Engelscharen von dem Goldgrund herableuchtet: Die Stolzen stürzt er vom Throne — die Demütigen erhöht er: Hungernde erfüllt er mit Gütern, die Reichen lässt er leer ausgehen. Wunderbar sind hier die tiefen Leibungen der Bogenumgänge und der Fenster mosaiciert: aus ihnen leuchten in lichten, hellen Farbentönen Medaillons mit Szenen aus dem übrigen Marienleben. Im Rosenkranzbilde des Altares wiederholt sich noch einmal das ganze Erlösungswerk in marianischem Rahmen. Ganz unten, nahe dem Volke, leuchten unmittelbar aus den prächtigen Nischen drei ganz entzückende Trostbilder, die dem Volke Innerlichkeit predigen und aus nächster Nähe zu ihm vertraulich sprechen: der kreuztragende Jesus begegnet seiner Mutter — und dem betenden Volke in der Kirche. Im mittleren Vesperbilde zeigt Maria auf ihrem Schosse den tiefsten Trostgrund der Leidenden — den Leichnam ihres Sohnes — allen Mühseligen und Beladenen, die den Tempel betreten. In der dritten Nische grüsst feierlich der auferstandene Christus Marien und alle Betenden und Büssenden im Gotteshause. Das alles sind wunderbare Homilien der Künstler Stummel und Derigs an das christliche Volk.

Im südlichen Chor verherrlicht ein unvergleichliches Mosaikwerk das Leben des heiligen Joseph. Von der Tonne schauen die biblischen Josephsbilder herab. Immer leuchtet das Leben Jesu aus ihnen. Vom Goldgrunde der Concha und aus einem dunkeln Nimbus schaut die heilige Familie auf die Beter im Tempel herab. Das Jesuskind steht auf einem vorgerückten höheren Thronstuhl. Maria sitzt zur Rechten auf dem sich fortsetzenden Pfühl. Joseph steht demütig und doch feierlich als Familienhaupt und breitet seine Hand schützend über den Petersdom, dessen Modell ihm von unten Pius IX. emporhebt. Daneben führt der Gesellenvater Kolping — dessen das religiöse Köln hier, sowie am stillen, weihevollen Grabe in der Minoritenkirche und in einem sprechenden Denkmal vor derselben immer pietätvoll gedenkt — einen Gesellen zu, während von unten und von der gegenüberliegenden Seite Familien und Arbeiter nahen und Krüppel um Hilfe schreien. Joseph ist Patron der Kirche, der Familie, der Arbeiter.

Die untere Region des Raumes wird wieder zur Trostkirche. Die Nischenbilder predigen von der göttlichen Vorsehung mitten in allen Schicksalen und Zufällen: der Engel erscheint dem schlafenden Joseph, ihn mitten in seiner Verwirrung und Verlegenheit aufklärend. Joseph zieht mit Maria herberglos von Bethlehem zur Weihnachtsgrotte und, wie dem staatlichen, so auch dem kirchlichen Gesetze getreu, mit der hl. Familie zum Tempel. Ueber dem Altare vollendet sich das Trost-

bild im Tode des heiligen Joseph, der unter dem Beistande Christi stirbt: Du Trost der Sterbenden, bitte für uns!

Wer wollte noch all die Nebenräume und Seitenkapellen der Apostelkirche beschreiben? Ich erinnere nur noch an die Salvatorkapelle mit ihrem Marmorschmuck, ihren Gobelins und dem schönen, ungestörten Wahrheitsbesitz und göttliche Ueberlegenheit wiederspiegelnden Bilde Christi des Lehrers, der von erhabenem aber schlichtem Pfühle aus mit feierlicher Gebärde lehrt und das Buch des Lebens auf dem Schosse aufgeschlagen hält, während unten Maria und der Täufer auf blumiger Aue stehen und aus dem Goldgrund und den Irisstrahlen der Rückwand Alpha und Omega leuchten.

St. Aposteln bleibt mir unvergesslich. Ich stand vor einigen Jahren in der Weihnachtsoktav in den Hallen dieses Tempels. Der unvergessliche Redaktor der „Köln. Volkszeitung", Dr. Huppert, mein lieber Freund, erklärte mir damals unter der goldleuchtenden Kuppel das werdende Mosaikwerk. Wir nahmen in der Josephskapelle Abschied. Er wollte noch Beichte hören. Es war das letzte Mal, dass ich ihn sah. Wenige Wochen nachher kam die überraschende Todesnachricht. Vor dem Sterbebilde des heiligen Joseph stieg auch sein edles Bild wieder vor meiner Seele auf, als ich nun des Werkes ganze Herrlichkeit betrachten durfte. Ich schaue hier das Göttliche im Spiegelbilde und im Gleichnisse —: er wird es schauen unverhüllt, von Angesicht zu Angesicht. — — — — — — — —

Wir standen später auch noch eine Weile in der Maria Himmelfahrts- oder Jesuitenkirche, in die ich übrigens vom gastlichen Seminar aus, wo ich wohnte, noch öfter eintrat. Der Bau zeigt eine überraschende Hochzeit zwischen kühner Spätgotik und dem Jesuitenstil der Vollrenaissance mit eigenartiger Grossartigkeit der Raumverhältnisse und Eleganz der Formen. Hier wirkte die Kraft der kölnischen Gotik noch mächtig in die aufblühende Renaissance hinein. Die Himmelfahrtskirche ist unter dieser Rücksicht eine der allerinteressantesten Jesuitenkirchen. Sie wurde 1629 feierlich eingeweiht. In der Zeit der französischen Revolution hatte dieses Gotteshaus ein furchtbares Geschick heimgesucht: es wurde zu einem Dekadentempel für den Kult der Göttin der Vernunft. 1801 wurde der Tempel wieder aus seiner Schmach befreit und sieghaft zog die Religion Jesu Christi wieder in seine Hallen ein.

XIV. Ein Neues.

So fuhren und wanderten wir in den Morgen und in die Kirchen hinein. Endlich musste mein Freund aussteigen. Ich fuhr nach diesen geistigen Genüssen und Arbeiten zum zoologischen Garten. Aus der Fülle der hochinteressanten Bilder des Tierlebens erschien mir der Flamingoweiher mitten in den zierlichen Birken-, Ulmen- und Sträuchergruppen, mit seinem natürlichen Schilficht, den rosigen, hochbeinigen ägyptischen Flamingos, der grossen Herde

roter kubanischer und den vielen Kaninchen das malerisch Schönste.

Donnerstag vormittags stand ich im ernstesten religiösen, literarischen und politischen Gespräch auf einem der Redaktionszimmer der „Kölnischen Volkszeitung". Zeppelin kommt! Zeppelin kommt! — rief es auf einmal vom Gange her. Da war es, wie wenn das bewunderungswürdige geistige und geschäftliche Gefüge dieser Musterredaktion und Druckerei für einen Augenblick ausser Rand und Band geriete. Ernste Redaktoren, die ruhig und nüchtern das Welt- und Literaturgetriebe beurteilen, eilten aufgeregt aus ihren Zellen. Ihnen voran und nach Geschäftsangestellte, Korrektoren, Setzer, Setzerlehrlinge und wer immer sich ohne Schaden des Betriebes für einen Augenblick freimachen konnte. Ueber Gänge. Von Stockwerk zu Stockwerk. Durch Säle und Dachgestühl. Ueber Leitern und Veranden. Die Mutigsten klettern über steile Dächer, Stiegen, Blitzableiter und Telephonstangen auf die Dachgiebel, auf Flachstellen und Hochaltanen. Ich ihnen nach. Mitten unter ihnen. Endlich habe auch ich mittelst Dachleitern, Bänken und helfenden Händen einen kleinen Flachgiebel ohne Geländer in schwindliger Höhe erobert. Eine dicht gedrängte Schar besetzt den kleinen Raum. Ich sitze lieber auf die Geländersteine gegen eine untere Altane hin. Aus den Lucken eines Nachbarhauses ragen die Hände eines Jungen. Dann der Leib. Dann die Beine. Er ergreift ein höheres Gesimse. Er schwingt sich hinauf. Und nun über

Gesimse und Dächer, über Feuermauern und Kamine aufwärts und vorwärts. Ein zweiter Bäckerjunge eilt ihm nach. Sie klettern um die Wette. Es ist zum Gruseln. In einiger Entfernung im Gewirre der Giebel der nächsten Strasse schwingt sich ein Mann hoch in einen breiten Telephonständer hinauf, der erhaben über allen Dächern steht. Nun sitzt er unter lauter Drähten und weissen Hütchen — nach Zeppelin ausschauend. Ueber Köln und Rheintal lagert sehr niedrig ein Nebelmeer. Wir blicken ins fahle Grau, aus dem ab und zu doch wieder die Umrisse des Domes sichtbar werden. Impressionsbilder! Hier und dort bricht ein Sonnenstrahl durch. Auf- und abstürzende Taubenflüge glänzen alsdann im flirrenden Silberlichte aus dem Grauflor. Es ist, als wollten die Vögel des Himmels uns spielend an die Ueberlegenheit der Luftschiffahrt im Reiche der Natur erinnern. Es naht aber die Stunde, da der Mensch auch über sie herrscht.

Zeppelin liess auf sich warten. Er war für 11 Uhr angekündet. Ein Telegramm hatte aber zur Ueberraschung aller bereits seine nächste Nachbarschaft gemeldet. — Nun schien er doch auf einem Umwege nach Köln zu steuern, um sein Wort auf das genaueste einzulösen. Als die Unterhaltung sparsamer wurde, — holte ich mir mein Redemanuskript aus der Tasche. Ich repetierte über den Dachfirsten. Endlich stieg ich mit vielen wieder zu den Redaktionszimmern nieder. Um 11 Uhr kam die zweite, sichere Nachricht aus nächster Nähe. Wieder erneuerte sich,

wenn auch gemässigter, die Erstürmung des Daches. Diesmal wählte ich die breite Flachkrönung eines anderen Gebäudeteiles, wo man bequem sich ergehen konnte. Hier begrüsste ich Justizrat Dr. Julius Bachem, der gelassen wie ein freundlicher Herrscher über den Giebeln des Redaktionsgebäudes wanderte, heiter bald mit den Seinen, bald mit den Arbeitern gemütliche Worte oder einen Kölnerwitz wechselnd. „Herr Kassier, — Ihre Kasse ist gestohlen!“ scherzte Franz Bachem zur nächsten Giebelaltane, wo ein Trupp der Redaktoren und der Arbeiter mit dem Kassier stand. „Dann ist's schon zu spät zum Herabsteigen,“ hallte es hinüber, „lassen wir erst Zeppelin kommen!“ — Jetzt sind allüberall Dächer, Fenster, Altanen, Zinnen von Menschen besetzt. In den Strassen wimmelt es von Volk. Plötzlich zerreisst der Nebelflor. Da erscheint in der Ferne — erst wie ein weisser Punkt, dann als silberschimmernde Riesentaube — Zeppelins Schiff im Vorderprofil. Aus Nebeln ins azurne Himmelsblau, — aus dem Düster ins Licht! Das Luftschiff wendet sich. Es erscheint in seiner ganzen Grösse. Silberig flimmert die Aluminiumhülle. Die Gondeln werden sichtbar. Stolz und sicher wie der Dampfer auf ruhigem Meer schwimmt Zeppelins Höhenschiff im Reiche der Lüfte. Ein grossartiger, überwältigender Anblick. Zeppelin II senkt sich. Ja das Luftschiff stürmt zielsicher, sperbergleich nieder, — nur ist die Bewegung der Grösse angemessen. Jetzt umkreist es die Domtürme und die ganze Kathedrale. Kunst und Technik der Altzeit und

Neuzeit grüssen sich. Alles ist stille geworden. Mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtet man das Schauspiel. Nun lenkt das Luftschiff ab. In weitem Bogen umschwimmt es im Luftkreise zweimal die Grossstadt Köln. Man fühlt es: ein Blatt der Weltgeschichte wird umgewendet: ein neues Blatt der Kulturgeschichte wird aufgeschlagen. Ein Sieg, dem man sprachlos anwohnt! Jetzt stürzt der kühne Luftschiffer nach glücklicher Fahrt zur bereitstehenden Halle nieder. Das Fahrzeug ist Reichseigentum geworden.

Es war ein eigenartiges Zusammentreffen in derselben Stadt: der eucharistische Weltkongress und Zeppelins weltberühmtes Luftschiff!

Widersprechen sich diese Ereignisse? Bedeuten sie entgegengesetzte Pole? — Nein!

Wie heisst das erste Gotteswort an die Menschheit in der Bibel? — Seid fruchtbar, wachset und mehret euch und erfüllet die Erde: unterwerfet euch die Erde und herrschet über sie! (Genesis 1, 28.)

Der Kulturbefehl Gottes steht an der Spitze der Bibel. Er ist begleitet vom religiösen Befehl: Unterwirf dich Gott im Reiche der Natur und der Uebernatur! — und von dem religiös-sittlichen: Unter dir ist das Gelüste zur Sünde, herrsche über dasselbe!

Grossartiger als durch diese programmatischen Worte des Herrn an Adam, Eva und Kain ist die Uebereinstimmung und der Einklang von Religion und Kultur, sittlichem und wissenschaftlichem Fortschritt nie verkündet worden.

Als ich Zeppelins Schiff sieghaft durch die Lüfte schweben sah, kam mir unwillkürlich das Gotteswort der Genesis in den Sinn: Subiicite vobis terram et dominamini: Unterwerfet euch die Erde und seid ihre Herren. Ausdrücklich fügt die Genesis bei: Unterwerfet euch das Gebiet der Erde, der Fische des Meeres und der Vögel der Luft!

Ich konnte es mir nicht versagen, meinen Nachbarn an dieses grosse Wort der Genesis zu erinnern, da Zeppelins Luftschiff feierlich über unseren Häuptern dahinglitt.

Wie viel Studium und Arbeitsenergie, wie viel Talent und Genialität hat es gebraucht, bis der Mensch sich das lenkbare Luftschiff eroberte! Aehnlich ging es mit anderen Errungenschaften. Ganze Geschlechter, Jahrhunderte und Jahrtausende mussten die Vorarbeit leisten.

Im tiefsten Grunde aber herrschten die Gesetze der Natur, die einen derartigen Fortschritt der menschlichen Kultur bedingen, immer mitten im Weltall, wenn auch geheimnisvoll verborgen. Der Mensch muss sie studieren. Er muss sich in sie vertiefen. Er passt sich ihnen an. Er erobert sie. Er macht sie sich dienstbar. Menschenintelligenz beherrscht dann bis zu einem gewissen Grade das Gebiet der Erde, des Meeres und der Lüfte. Aber gerade dieses unentwegte, unaufhaltsame Studium der Menschen hat ein Riesengesetz des Kosmos entdeckt, so vielseitig, so tief, so überaus reich und doch wieder so einfach, innerlich wesentlich mit den Weltdingen ver-

bunden, nicht bloss angeklebt und zufällig beigefügt. Dieses Gesetzesganze kann nur einen unermesslichen, ewigen, allmächtigen und allweisen Geist zum Urheber haben. Und der Menschengeist selbst, der die Naturgesetze erforscht und sie sich dienstbar macht, bedarf erst recht der Erklärung. Er ist sich nicht Selbstgrund. Intelligenz, Genialität, Talent, Geistesarbeit, sittliche Grösse können ihren Ursprung nicht in materiellen Uratomen oder Urmolekülen haben, nicht im niedrigsten Urschleim erster Entwicklung. Wissenschaftlichkeit, Mutterliebe, Charaktergrösse, Heiligkeit, Genialität, Weisheit, Heldensinn müssen im tiefsten Grunde aus einer ganz anderen, besseren Quelle stammen. Der Weltgrund kann mindestens nicht tiefer stehen als die höchste Blüte des Alls: Geist, Intelligenz, Vernunft, Wille, Gemüt, Persönlichkeit. Darum ist die tiefste Ursache des Weltalls ein unermesslicher, allmächtiger, allweiser, liebender, persönlicher Gott —: Gott der Schöpfer.

Und überdies. Wir könnten die Welt nicht denkend erforschen, Zeppelin konnte die Naturgesetze nicht belauschen und sie sich denkend und genial arbeitend dienstbar machen, wenn dieselben nicht bereits früher in ihrer unermesslichen Ordnung von einem Geiste durchgedacht und geplant und nach diesem Plane in die Welt gesetzt worden wären.

So kam mir die Stunde, in der Zeppelin, mitten in der eucharistischen Woche, Köln umkreiste, selber wieder als eine heilige vor. Ich hatte schon dieses Gefühl,

als der Luftschiffer unerwartet in Luzern erschien, als sein Fahrzeug majestätisch über dem Giebel meines Hauses schwebte und sieghaft über die blaue Seefläche zog. Heute ward mir dieser Eindruck vertieft.

Eine neue Hochfeier des alten Glaubens wird in diesen Tagen in Köln gehalten. Ihr Tiefgrund ist eine übernatürliche göttliche Offenbarung, eine göttliche Tat, von der Christus zu Kapharnaum sprach und die er am letzten Abendmahl vollendete. Wir erfüllten während der hohen Woche zu Köln das Machtwort Christi: Tut dies zu meinem Andenken!

Auch Zeppelin erfüllt zu derselben Stunde ein Gotteswort: Unterwerfet euch die Erde, herrschet über sie. Seid die Herren über die Vögel des Himmels! (Genesis 1, 28.)

Auch die Siege der Luftschiffahrt sind Gottes Wille, so gut wie die Entdeckungen der Gesetze des Dampfes, der Elektrizität, der Astronomie, aller Naturwissenschaften und die sieghaften Fortschritte der Kultur und der Industrie, welche sich auf ihnen weiterbauen.

Nüchterne Männer gestanden mir, dass sie den Augenblick, da sie Zeppelins lenkbares Luftschiff zum ersten Male über sich schweben sahen, nur mit innerer Rührung erlebten.

So ist es recht.

Auch solche Stunden sind gottgewollte.

Ich stieg von den Dächern nieder und hatte noch Gelegenheit, die bewunderungswürdige Organisation,

den Ernst der Arbeit, die religiöse Treue und den Weitblick der gross veranlagten Redaktion der „Köln. Volkszeitung“ aufs neue zu bewundern. Wie viel Grosses ist von dieser Stätte ausgegangen!

Noch war vieles in Köln zu lernen. Auch das neue Köln mit seinen modernen Gebäuden und Einrichtungen würde für Tage Stoff und Anregung bieten. Und in vielen Fällen verbindet sich sehr glücklich das Alte mit dem Neuen. Die Zeit von zehn Tagen aber reichte nicht, dem allem nachzugehen. Wer in einer Grosstadt alles auf einmal sehen will, ist ein Jäger, der im Grunde genommen doch keine Beute macht. Auch von den kirchlichen Neubauten Kölns, die in grosser Fülle vorhanden sind, liesse sich vieles sagen. Ich erinnere zum Beispiel an die domartige Kirche des heiligen Heribert zu Köln-Deutz, in der ich am Sonntag Morgen, auf Veranlassung des Bischofes von Basel, der in Deutz wohnte, eine Predigt an gewaltige Männerscharen hielt, die zur Generalkommunion zogen. Eigenartige Bauten sind auch die Michaelskirche im westlichen Teile der Neustadt, mit deren romanischen Grundtypus sich frühchristliche byzantinische und ganz moderne Elemente verschmelzen, St. Anna zu Köln-Ehrenfeld, St. Nikolaus zu Köln-Sülz und die feierliche Anlage von St. Vitalis zu Köln-Müngersdorf. Ueberall herrscht in Köln der romanische oder gotische Stil, ab und zu mit modernen Einschlägen.

Wie viele stille und intime Stunden im Freundesgespräch, im Gedankenaustausch mit Professoren,

Bischöfen, Kirchenfürsten, Seelsorgsgeistlichen, hervorragenden Laien bot die eucharistische Woche! Unvergesslich bleibt mir der Aufenthalt im kölnischen Priesterseminar, wo sich unter Dr. Lausbergs weiser und liebenswürdiger Leitung zusammen mit Professor Berrenrath und den übrigen Professoren und Leitern so heimelig leben liess. Da gab es der Anregungen die Fülle. Die Tischgesellschaft war eine im ausgesprochenen Sinne katholische aus allen Gegenden Deutschlands, Oesterreichs und darüber hinaus aus Ost und West und Süd. Wie fruchtbar war da der Gedankenaustausch, wie farbenfrisch teilten sich oft die persönlichen Meinungen. Und doch führten wir alle, um mit dem Tridentinum zu sprechen, einerlei Rede und es waren keine Spaltungen unter uns. Und wie manche, ganz intime Stunde im engsten Freundeskreise erblühte überdies! Eine ganze Fülle persönlicher Bekanntschaften aus den verschiedensten Kreisen, alter und ganz neuer mit Männern, die man bisher nur literarisch kannte, sind ebenfalls ein hohes Gut, das man in solchen Tagen einheimst. Ganz unvergesslich bleibt mir die Audienz bei Kardinal Vannutelli, zu der mich der Bischof von Basel mit seinem Kanzler einführte. In feiner Weise verstand es der Bischof, den römischen Kardinal zu veranlassen, sich über die ganze Grösse und farbenreiche Lebensfrische des Glaubens und Glaubenslebens der deutschsprechenden Lande zu äussern, nicht ohne ein heiteres Wort über die Italiener einzufügen, die so gern die Deutschen im Halblicht der Häretiker betrachten.

Kardinal Vannutelli ist eine vornehme römische Erscheinung. Geist und Liebenswürdigkeit sprechen aus dem Antlitz des hohen Kirchenfürsten. Ausserordentlich gewinnt eine gewisse christliche und römische Schlichtheit und Einfachheit bei aller Würde des Auftretens. Vannutelli gestand wiederholt, dass er die Kölner Tage als ein einziges, unvergleichliches Erlebnis in tiefster Seele bewahren werde. Sein Bericht hat später auch dem Heiligen Vater zu Rom eine ausserordentliche, unverwüstliche Freude bereitet. Wie oft dachte man in dieser Woche an Pius X., und manch ein stiller Wunsch stieg auf, dass er doch die Tage von Köln mit eigenen Augen sehen könnte!

Der Bischof von Basel wohnte in Köln-Deutz mit seinem Kanzler. Ein hohes Haus hielt es für eine besondere Ehre, den ehemaligen Pfarrer von Bern, dessen Seelsorgstätigkeit die Anknüpfungspunkte geboten hatte, in diesen festlichen Tagen zu beherbergen. Ich lernte bei zufälligen Besuchen in diesem Hause kölnische Vornehmheit in Verbindung mit Glauben und Charitas kennen. Und wiederum an einem schönen Abende im Familienkreise und in grosser Gesellschaft im Hause Dr. Braubachs. Auch hier zeigte sich neuerdings dieselbe Verbindung edler moderner Kultur, religiöser Innerlichkeit und katholischer Bekenntnistreue. Das ist das starke Mark, das sich in Köln durch Volks- und Arbeiterkreise wie durch die hohe Gesellschaft in vielfacher Verzweigung nährend zieht.

XV. Tantum ergo sacramentum veneremur cernui.

Der Schlusstag des Kongresses brach an. Es war der Sonntag, der auf den 8. August fiel.

Ein unvergleichlicher Sommermorgen. Kein Nebelstreif in der Sehweite. Am Himmel flutet und flimmert azurnes Blau. Die Luft voll des goldenen Lichtes. Es verklärt Dom, Stadt und Strom. Vom Rhein her wehen kräftige Luftwellen. Das Hochfest der Natur stimmt zum Farbenjubel des Strassenschmuckes der Grosstadt. Alles ruhet wie in feierlicher Erwartung der kommenden Tagesfeier. Auf heute Nachmittag ist ja die grosse eucharistische Prozession angesagt.

Ein Wagen holte mich in der Morgenfrühe nach Köln-Deutz. Ich erbaute mich an den nicht enden wollenden Männerscharen, denen der Bischof von Basel die Kommunion austeilte und welchen ich in heiliger Morgenstunde das Wort Gottes verkünden durfte. Ich wählte eine Erklärung der Sakramentsstrophe: Se nascens dedit socium — convescens in edulium — se moriens in pretium — se regnons dat in praemium. — Er ward unser Bruder in Bethlehems Stall — Ward unsere Speise im Abendmahlssaal — am blutigen Kreuze das Lösegeld — unser herrlicher Preis in jenseitiger Welt. Der Inhalt dieses Christus-Textes mit der aus ihm quellenden Lebenskasuistik war mir und den Männern von Deutz Morgenbetrachtung zum grossen eucharistischen Tage. Zugleich hatte ich Gelegenheit, in einer Kirche den

gewaltigen Zudrang zu den Sakramenten mitzuerleben. Im Dome wie in den übrigen Kirchen war der Sakramentenempfang am Schlusse der eucharistischen Woche ein geradezu beispielloser geworden. Es war ein tiefinnerliches, religiöses Fest geworden. Aber wessen das Herz voll ist, des geht der Mund über. Die Volksmassen wollten auch ihren Innenbesitz in freudigem Bekenntnisse aussprechen: Ex abundantia cordis os loquitur.

Das Pontifikalamt im einzigartigen Gotteshause des Domes wurde zu einem Christusdienste von unvergleichlicher Schönheit und Wärme.

Und doch war dies alles heute nur wie eine Vorbereitung. Das Ganze zielte auf die grosse Prozession des heutigen Nachmittages.

Welch eine Massenbewegung vom Bahnhofe her auf den Domplatz. Hunderttausende kamen mit den Extrazügen im Laufe des Vormittages nach dem heiligen Köln, Vereine und Volk. Die Bahnhöfe genügen nicht mehr. Die Barackenhallen senden zu den Hauptströmen neue Seitenströme unermesslicher Volksscharen. Zahllose Vereine ziehen durch die Stadt zu den ihnen angewiesenen Lokalen. Das Leben auf dem Domplatze wird immer bunter. Der Volksandrang steigt bis ins Unheimliche. Aber welch ein unvergesslicher Anblick: auf den Gesichtern von Hunderttausenden eine stille, erwartungsvolle Freude zu lesen, die aus der Tiefe der religiösen Volksseele widerstrahlte.

Hunderttausende von Köln selbst rüsten sich mit den Kommenden zur Hochfeier. Stadt und Land, Sprachen und Nationen strömen in einem Christusdienste zusammen. Noch in den letzten Stunden verschönert sich der bereits grossartige Häuserschmuck.

Selbstverständlich konnten die Riesenscharen nicht alle mit der Prozession ziehen. An derselben durften nur die organisierten Männer und Angemeldete (60 bis 70 Tausend) teilnehmen. Aber die Riesenmassen der Pfarreien und der Kölnpilger waren in meisterlicher Organisation aufgestellt, ins Ganze eingegliedert — eine betende Stadt. Mir kamen die Vorbereitungen zu den Salomonischen Riesenfesten zu Jerusalem in den Sinn und der Völkerandrang zu den jüdischen Osterfeiern in der heiligen Stadt. Aber hier galt es nicht dem Schattenbilde und dem Gleichnisse, sondern der Christushuldigung im Geist und in der Wahrheit. Hunderttausende wollen dem Heilande ihr Bestes, ihr Innerstes, ihre ganze Persönlichkeit, Herzensanbetung und Aussenbekenntnis, innerliche und äusserliche Standarten des Glaubens, lieblichen Seelenschmuck und prangende Grosstadtzier entgegentragen. Als ich die Vereine mit ihren bunten Fahnen und Männermassen, als ich die Völker, vom Kindlein bis zum Greise, zusammenströmen sah, in trefflicher Organisation sich ordnend, da kam mir das Wort Salomons im ersten Buche Paralipomenon Kap. 29 in den Sinn, das jeder der ungezählten Zehntausende irgendwie auf den Lippen trug: Herr, mein Gott, in der Einfalt meines Herzens habe ich dir freudig dieses

alles dargebracht. Und ich lispelte mit unwürdigen Lippen die Worte des grossen Königs: Und ich sah, o Herr, dein Riesenvolk, das sich vorfand, in namenloser Freude: Herr, Gott Israels, erhalte diesen Willen. Alleluja! — Cherubimgesang von den Hochtürmen des Domes. Die Glocken summen und singen, rauschen und dröhnen wie aus einer anderen Welt.

Durch die gotischen Hallen brausen des Domes Orgelwellen. Der Riesenchor beginnt zu singen und zu jubeln. Pange lingua gloriosi — corporis mysterium. — Die Grundgewalt der mächtigen Bässe scheint die Festigkeit des Dogmas vom Altarssakramente versinnbilden zu wollen. Die Tenöre und die silberhellen Stimmen des grossen Knabenchores verkünden die Männer- und die Kinderfreude über den gegenwärtigen Christus.

Im wunderbaren Hochchor mit der schimmernden Farbenpracht seiner Fenster und der hunderte liturgischer Gewänder, der Kleider und Abzeichen der Kirchenfürsten und Prälaten, des Welt- und Ordensklerus, des deutschen Adels, der Ehrengarden und der Studentenkorporationen im vollen Wichs, die alle den gewaltigen Chorraum dichtgedrängt erfüllten, — entsteht eine grosse Bewegung. Ein Ehrendiakon steigt zum hohen Throne des Allerheiligsten. Er reicht dem Kardinallegaten die von Edelsteinen und Gemmen strahlende Goldmonstranz zur Prozession. Die Völker strömen aus dem Dom. Zehntausende und Zehntausende gliedern von ihren Aufstellungspunkten sich in das Ganze ein.

Quantum potes
Tantum aude
Quia maior omni laude
Nec laudare sufficis.

Was du kannst,
Das sollst du wagen,
Christo lautes Lob zu sagen:
Dennoch bleibst du weit zurück.

Die Spitze der Prozession zieht um halb drei Uhr auf den Ring. Völkerströme. Völkermeer. Endlich zieht auch der Klerus aus den Domtoren. Wer wollte den Dom würdig schmücken! Er hat seinen eigenen Schmuck. Ihm nimmt und gibt man nichts. Nur lange Reihen von Fahnen flattern über den grauen Stein. Ihre Schatten springen über die sonnenhellen Giebel, Fialen und Baldachine der unvergleichlichen Domwelt, über die das goldene Augustlicht in breiten Strömen sich ausgiesst. Die Schauseiten der grossen Hotels am Domplatze tragen Prachtschmuck. Im Andreaskloster hatte die zuständige Pfarrei ein gewaltiges Erlöserbild aufgestellt, das unter einem roten Sammetbaldachin aus einem Palmengarten auf die Beter niederschaut. Hier bildeten Scharen betender und singender, weissgekleideter Mädchen Spalier. — Der Schmuck der Strassen begleitet die Prozession, wohin immer sie zieht. Ja weite, grosse Stadtgebiete, welche die Prozession nie betrat, prangten in unvergleichlichem Schmucke. Immer neue Arten der Dekoration boten die neuen Strassen, die wir betraten. Unter Sachsenhausen hatten die

grossen Bankgebäude sich durch zahlreiche Fahnen der allgemeinen Ausschmückung angeschlossen, die hier den Grundtypus bildete. Einzelne Privatgebäude hatten sich durch ein ganzes System von Girlanden und Farbentüchern in bunter Pracht noch reicher geschmückt. Welch ein Blick in die Gereonstrasse! Zwei prächtige Pylonen, mit Sträussen gelber, weisser und roter Rosen gekrönt, grüssen die Prozession. Wir ziehen durch einen Prachtsweg nach St. Gereon. Der romanische Kirchenbau mit seinem Kuppelzehneck grüsst. Biblische Sprüche rufen Christushuldigungen herab. Die Tore prangen in einem Blumenwald. Gereonhof. Diese Strasse ist von Haus zu Haus und noch öfter von Tannengewinden überwölbt: Bogen an Bogen. Wir wandeln wie in einem heiligen Walde. Durch einen mächtigen Triumphbogen erblickt man die ernste Michaelskirche. Ein festlicher Traghimmel ragt empor: unter ihm der grüssende Altar der Pfarrei. Die Prozession aber hält nicht an. Auf Seitentribünen stehen weissgekleidete Mädchenscharen mit goldenen Sinnbildern: Blumen, Kreuzen, Herzen. Bei der Herz-Jesu-Kirche prangt wieder ein Prunkaltar von dem rechtseitigen Fahrdamm der Strasse. Das Altarbild leuchtet aus Stechpalmen, Hortensien und Lebensbäumen. Riesenkerzen flackern. In einer anderen Strasse sind die Kandelaber der elektrischen Beleuchtungsanlage in den Strassenschmuck einbezogen. Auf andern Wegen bilden die prächtigen Alleebäume die natürliche Zier. Die Fenster einer grossen Mädchenschule sind alle mit glühenden Gladiolussträussen geschmückt.

Vor dem Pensionatsgebäude stehen Hunderte von Schülerinnen in aufsteigender Grösse; sie tragen alle flammende Gladiolen in den Händen. In einem anderen Stadtgebiet nimmt ein Haus dem andern die einheitliche Girlande ab.

Aber was ist das alles gegenüber dem lebendigen Lobe der Menschen! Hunderttausende waren in den langen Strassen aufgestellt: organisierte Pfarreien, Vereine, Klöster, Anstalten. Nicht Zuschauer bloss. Nicht Gaffer. Nurzuschauer sind zurückgedrängt. Kein Mann am Prozessionsweg durch die Grosstadt trägt den Hut auf dem Haupte. Rheinfluten gleich strömt das Rosenkranzgebet der spalierbildenden Zuschauer aus Strassen und Plätzen und Ecken. Von geöffneten Seitengassen hören wir die Anrufungen der Namen Jesu-Litanei. Mächtige Männerstimmen aus der Spalier beginnen: Grosser Gott, wir loben dich! Wie das Rollen des Donners und das Rauschen vieler Wasser flutet das Danklied von Strasse zu Strasse. Kinderstimmen jubeln dazwischen aus benachbarten Gassen: Deinem Heiland, deinem Lehrer, deinem Hirten und Ernährer, Sion stimm' ein Loblied an! — Mit dem Goldlicht der Sonne durchwirkt Gebet und Gesang das heilige Köln. Die Grosstadt betet. „Wie der Hirsch nach Wasserquellen, so verlangt meine Seele nach dir. Gedürstet hat meine Seele nach Gott dem Starken, dem Lebendigen: wann werde ich kommen und erscheinen vor dem Angesichte Gottes?" — Die Prozession naht. Christus erscheint. Männerwellen auf Männerwellen. Ein Gewimmel von

fliegenden Fahnen, leuchtenden Standarten, glänzenden Emblemen, prangenden Uniformen. Ein ganzer Wald von Prozessions-Vortragskreuzen. Ihr Gold und Silber flimmert und flirrt in der sonnigen Luft. Vornehme Herren in unabsehbaren Scharen. Vertreter der höchsten und gebildetsten Stände. Dann der eherne Schritt der Arbeitermassen, die zu Christus ziehen. Jugendfrisch wallfahren die Jünglings-, Gesellen- und bunttrachtigen Knappenvereine. Ein Riesen-Sängerchor in der Prozession selbst. Gewaltige Musikkapellen. Sie singen die unsterblichen lateinischen Sakramentshymnen des heiligen Thomas von Aquin, dessen Lehrer Albertus hier in Köln geweilt hat. Eine neue Prozession des Welt- und Ordensklerus beginnt. Die bunte Verschiedenheit mannigfaltiger Ordenstrachten erzählt von der reichen und einheitlichen Wirksamkeit der Kirche. Hunderte von Priestern in Mess- und Diakonengewand ziehen vorüber. Gottes Sonne spielt in den Brokaten, in den Gold- und Farbenfäden der liturgischen Gewänder. Der Aufzug der Prälaten folgt. Feierliche Pracht. Die Stifte in Rot, Violett und Schwarz. Die Vertreter der theologischen Lehranstalten und Universitäten reihen sich ein. Ehrengarden, Ritter und Adelige in Prachtuniform künden die Nähe des Allerheiligsten. Knabenscharen von Ministranten! Siebzig Bischöfe ziehen daher mit Mitra und Stab, im reichen Chormantel: kräftige Männergestalten in der Vollkraft der Jahre, rüstige und alternde Greise, gebeugt unter der Last der Sorgen und der Pontifikalgewänder im Sonnenbrand des Augusttages. Es leuchtet

der Purpur der Kardinäle. Nur einer trägt keinen Purpur. Vannutelli, der Delegat des Papstes. Er erscheint nur in der Priesterkleidung, im feierlichen Chormantel: er trägt ja in seinen Händen die Monstranz Christi: Christus selbst erscheint in der Grosstadt: vor ihm, dem Hohenpriester muss alles verschwinden. Da erscheint auch der Kardinal als einfacher Priester Christi.

XVI. Unvergesslich!

Der Prozessionsstrom mündet in Kölns breitesten, weitesten Platz. Der Neumarkt charakterisiert das moderne Köln. Drei Stunden fluten die Wellen der singenden und betenden Männer über ihn. Jetzt schieben sich die Reihen ineinander. Die Männer und Jünglinge beginnen von hier an Spalier zu bilden auf dem weiten Wege bis zum Dome. Klerus, Ehrengarden und der letzte Teil der Männerprozession nimmt auf dem Neumarktplatze selbst Aufstellung. An den hier weit zurücktretenden Häusern ziehen schroffe, breite Parallel-Linien aus Tannengrün, die von dem Fahnen- und Tücherschmuck der Paläste sich scharf abheben. Zwischen ihnen glühen in goldener Flammenschrift die Verse des Te Deum laudamus fast durch ein Stadtviertel. Der Mensch ist geschaffen, sagt der alte Ignatius, um Gott zu loben. Eine eigens aufgebaute gewaltige Estrade in einem Halbrund von 40 Meter Durchmesser und 650 Quadratmeter Inhalt schliesst den Riesenplatz in siebenstufigem Aufbau grossartig ab. An den beiden hinteren Enden

der Estrade steigen vier Fahnenmasten 22 Meter hoch empor. 9 Meter lange Banner fluten in breiten Wellen herab. Aus ihrem wallenden Weiss leuchten die Wappen des Erzbischofes von Köln, des Bischofes von Namur, des vielverdienten Präsidenten des Kongresses und die Dreikronenwappen von Köln. Zwei andere, an der Abschlusswand der Estrade emporragende Maste zeigen die Banner des Papstes und seines Legaten. Aus den Wimpeln leuchten die heraldischen Farben der Wappen. Um den Riesenplatz ein ganzer Wald von Fahnenmasten. Banner und Farben der katholischen Nationen flattern von ihnen. Doch das Auge gleitet über alle diese Pracht hinweg zum Mittelpunkte des einzigen Platzes. Die vordere, in weitem Bogen ausholende, 3 Meter hohe Abschlusswand auf der Höhe der Estrade ist mit gelbem Satin ausgespannt. Ein kräftiger, bis in weiteste Ferne wirkender, purpurroter, breiter Fries krönt die mattgoldene Wand. Aus dem Flammengrunde des Frieses leuchtet in goldenen Grossbuchstaben das Lauda Sion: Deinem Heiland, deinem Lehrer, deinem Hirten und Ernährer, Sion, stimm' ein Loblied an! Goldene, weisse und blaue Farben mischen sich in der Zier der Satinwand. Eine feierliche Reihe wuchtiger Postamente unterbricht die Anlage. Sie tragen goldene Riesenkörbe, aus denen eine Blumenfülle hervorquillt.

Aber was springt dort im Mittelgrund in zu sieghafter Höhe empor? 10 Meter erhebt sich ein Riesenbaldachin. In der Sonnenglut schimmert sein reines Weiss und glüht sein Gold. Eine farbenreiche, elegante Ver-

schnürung erhöht seine einfache Pracht. Weisseidene Vorhänge wallen herab. Alles wird zu einem gewaltigen Bundeszelte Gottes mit den Menschen. Das festliche Riesenzelt beherrscht über dem siebenstufigen Aufgang und dem fünfstufigen Podium den ganzen Platz. Halb offen umhüllt es den Altar, der mit reiner Seide und glühendem Golde geschmückt ist. Ein hohes Expositorium überragt ihn und all seinen Prachtpflanzen- und Leuchterschmuck. Das Expositorium selbst schwimmt in einem Lichtermeer brennender Kerzen. Herrlich ergiesst sich strahlendes Augustlicht über den ganzen Platz. Glühender Sonnenbrand glastete über dem Neumarkt, als der Schlussteil der Prozession, Welt- und Ordensklerus und das Gefolge des Allerheiligsten in halbstündigem Aufzuge, unter jauchzenden Jubelliedern, dröhnender Musik und aufsteigenden Weihrauchwolken innerhalb der Estrade und auf dem Platze sich entfaltete.

Nun glüht die Monstranz mit dem Allerheiligsten hoch oben auf dem Throne, im Riesengezelt, das den Altar umwallt. Das Sonnenlicht aber spielt und flirrt in den Gold- und Farbenfäden, in den Stickereien der Hunderte von Mess- und Diakongewändern des Klerus, zwischen dessen im Chore aufgestellten Vertretern der Gold-gelb-Grund der Satinwand hervorschimmert. In grellen Farben leuchten die Amtstrachten der Prälaten. Die Uniformen funkeln. Aber welch rührende Versammlung! Die siebzig knienden und betenden Bischöfe, Kardinäle, Aebte, — ein herrliches Konzil unter freiem Himmel. 1600 Sänger haben die Estrade erstiegen. Alle

Kirchenchöre der Prozession sind in Einen zusammengeströmt. Die Instrumentalmusik beginnt. Jubelnde Stimmen setzen ein. Die neu komponierte lateinische Festhymne von Domkapellmeister Msgr. Cohen verherrlicht tausendstimmig den Herrn. Man weiss nicht: was ist schöner, das unbeschreibliche Farbenspiel im Chor der Estrade oder die dunkle, brandende Meerflut der Hunderttausende von Männern und der nirgendwo in Sehweite endenden Volksscharen, die den Platz erfüllen, aus den Strassen einmünden, vorbeiziehen oder in den Gassen sich anstauen! Eines übertrifft jedes andere. Alles, alles zielt und blickt empor zum gegenwärtigen Christus, der lebt und regiert und siegt und herrscht, zur funkelnden Monstranz und zum Riesenkreuze des Erlösers, das den Aussetzungsbaldachin krönt und sieghaft in die Stadt leuchtet. Alle Linien dieser Versammlung und der ganz modernen Prachtausstattung des Platzes sind scharf, schroff, kühn, grosszügig, ohne Kleinlichkeit und Firlefanz. Und gross und weit und machtvoll und ewig sind die Gedanken des betenden Riesenvolkes: Aus der Fülle des Herzens spricht der Mund.

Te Deum! — stimmt Vannutelli an. 1600 Sänger jubeln den Ambrosianischen Lobgesang aus. Von den Häusern funkelt er als Inschrift im Glanzlichte der Augustsonne.

Tantum ergo sacramentum! — Hunderttausende sinken in die Knie, — vom Kinde bis zum Bischofe, vom Arbeiter bis zum Kardinal, Volk und Gebildete.

Totenstille.

Hoch erhebt Vannutelli das Sakrament.

Silberglöcklein.

Christus selber segnet.

Die Völker halten den Atem an. Die Sonne verklärt und durchglüht alles.

Eine göttliche Sonne leuchtet und wärmt tiefer.

— — — — — — — —

Aber nun brechen die Ströme der Volksbegeisterung los. Von der Estrade, vom Platze, aus den Strassen fluten die Stimmen wie in riesigen Wasserkatarakten zusammen: Grosser Gott, wir loben dich, Herr, wir preisen deine Stärke, — Vor dir neigt die Erde sich und bewundert deine Werke, — Wie du warst vor aller Zeit, so bleibst du in Ewigkeit!

Glocken dröhnen. Kinder jubeln. Jungfrauen und Frauen frohlocken. Der Bischof singt mit seinem Volke. Männer weinen.

So etwas erlebt man nur einmal.

„Und ich sah die himmlische Stadt Jerusalem, die heilige Stadt Gottes, das neue Jerusalem herabsteigen aus dem Himmel von Gott, bereitet wie eine für ihren Mann geschmückte Braut, und ich hörte eine laute Stimme vom Throne her sprechen: Siehe, das Gezelt Gottes bei den Menschen: und er wird bei ihnen wohnen und sie werden seine Völker sein, und er, Gott, wird mit ihnen sein.“ Die Kirche liest diese apokalyptische Stelle (Offenb. 21, 2 ff.) am Kirchweihfest. Sie will sagen: im christlichen Gottesdienste

ist ein Stück Himmel auf die Erde gestiegen. Jetzt war eine moderne Grosstadt wie zum Tempel Gottes geworden. — — — — — —

Wie zog alles tief ergriffen auf weitem Prozessionsweg zum Dome.

Durch alle Gassen, Strassen und Plätze setzte sich das Echo fort: Grosser Gott, wir loben dich! . . .

Immer neue Scharen stimmten diese unsterblichen deutschen Strophen an, die unvergleichlich das lateinische Te Deum in der Muttersprache wiedergeben.

Ja, jetzt wollte das Volk auch in seiner Muttersprache dem Herrn die Ehre geben. Selig das Volk, das lobsingen kann.

Nie in meinem Leben habe ich eine derartige Volksbegeisterung gesehen.

Ich betrachtete den tiefsinnigen Vers der Sakramentsstrophe: Ecce panis angelorum factus cibus viatorum. — Sieh', es ward die Engelspeise — Pilgerbrot der Erdenreise.

Gott allein genügt. Gott ist das Geisterbrot der Engel und der Seligen. Im göttlichen Herrlichkeitslicht schauen jene Gott — das Licht, geniessen Gott, besitzen Gott, ruhen in Gott, sind unermesslich tätig in Gott, der lauter Tat, lautere Wirklichkeit ist: actus purissimus. Das ist mehr, als die Eucharistie uns bietet. Dort sind die Hüllen gefallen: sie schauen den enthüllten Christus von Angesicht zu Angesicht.

Aber doch ist die Eucharistie dieselbe Speise, in die wir uns geistig betrachtend versenken, die wir wirk-

lich geniessen. Darum nannte Jesus in seiner eucharistischen Rede die Eucharistie den mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele, mit Gottheit und Menschheit gegenwärtigen Christus, in seiner messianischen Machtsprache das Himmelsbrot.

Nur wenig stehen wir unter der Himmelsherrlichkeit. Nur Hüllen verbergen sie.

Ecce panis angelorum
Factus cibus viatorum.

Das trat einem heute mehr denn je ins vollste Bewusstsein.

Christus sprach einmal zu den Seinen: Es werden Zeiten kommen, da ihr verlangen werdet, auch nur einen Tag des Menschensohnes zu sehen.

Einen solchen grossen Tag des Menschensohnes hatten wir in einem gewissen Sinne geschaut.

Gott sei es gedankt.

— — — — — — — —

Die Prozession naht dem Domplatze. Es dröhnt die Kaiserglocke: ich verkünde euch eine grosse Freude: der Salvator ist mitten unter euch. Die Glockenfülle der Türme mit ihren Tiefstimmen fällt ein: Ehre sei Gott in der Höhe — Friede den Menschen auf Erden! Ferne Geläute der Stadtkirchen tragen die Windwellen herüber. Der Grosschor der Sänger widerhallt an den Domwänden. Der Dom selbst ist eine Insel im Meere dieser Riesenvölker. Verklärte Menschenantlitze der Gläubigen zu Zehntausenden und Zehntausenden.

Denkendes Staunen in den Augen vieler Fernestehender und der Andersgläubigen. Ganze Wellen von Kindern, die alles Erreichbare an der Kathedrale erklettern, schlagen an den Domwänden empor. Sag' an, du alter Dom: wann hast du Aehnliches gesehen? — Fluten von Hunderttausenden überschwemmen den Domplatz, wogen vom Dom zum Bahnhof, quellen immer aufs neue aus den breiten einmündenden Prachtstrassen hervor und stauen sich zu Binnenseen an, — alles noch gewaltiger als am Neumarkt.

Die Prozession zieht hochfeierlich durch die freie breite Bahn und durch eine unvergleichliche Spalier von Bannern, Fahnen, Standarten, Vortragskreuzen, von Jünglings- und Männerscharen und weissen Mädchenwolken.

— — — — — — — —

Totenstille.

Der Herr ist in seinem weiten Stadt- und Naturtempel. Es schweige vor ihm die ganze Erde. Alles fällt auf die Knie. Vannutelli steht unter den schönsten Toren der Welt.

Tiefergriffen segnet er noch einmal mit der Monstranz Christi das lebendige Völkermeer.

Alles ist stille — schweigend —, ja, es schweige vor Jesus die ganze Erde.

Wir ziehen in den Dom.

Geheimnisvoll und machtstark stehen die Pfeiler mit ihren Säulenbündeln da. Jubelnd, wie plötzlich versteinerte Raketen springen die Dienste zum Gewölbe empor, verbinden sich, verzweigen sich, vermählen sich.

Hochfeierlichkeit schaut aus dem offenen Bogen, den dahinziehenden Blendarkaden und den verglühenden Fenstern. Um jeden Pfeiler rauscht aus purpurenen Verkleidungen ein Lorbeerwald, der einzige, aber stimmungsvolle Schmuck des Domschiffes. Aus den offenen Chorarkaden schauen prächtige Phönixpalmen. Da plötzlich erglüht der ganze Hochchor mit allen seinen Bogen, Arkaden, Fensterrahmen, Architekturgliedern in 10,000 elektrischen Lichtern. Die Steinsprache ist in Feuersprache übersetzt. Hoch über den Häuptern des Klerus und der Ehrenvertretungen des wieder angefüllten Chores und über den Völkern des Domes strahlt aus einer spitzbogigen Riesengloria das Allerheiligste, dem wir heute huldigten.

Endsegen.

Orgelrauschen.

Tausendstimmige Jubellieder.

Glockengesang.

Volks-Te Deum, das nicht enden will.

Und die Feier ist geschlossen.

XVII. Echo.

Der grosse Tag von Köln mit der ihm voraufgehenden Woche hatte eine solche Fülle von Eindrücken gebracht, dass man für einen Ruhetag nun recht dankbar war.

Ich schlenderte am Montag dahin und dorthin durch die Stadt.

Jetzt drängten sich aus der Farbenfülle der Bilder mehr die allgemeinen Gedanken vor.

Die Pharisäer fragten einst den Herrn: „Wann wird das Reich Gottes kommen?“ Und er antwortete ihnen und sprach: „Nicht kommt das Reich Gottes unter Auflauf und Gafferei, und nicht werden sie sagen: Siehe, hier ist es, siehe, dort ist es. Siehe, das Reich Gottes ist innerhalb euch.“ (Lukas 17, 20 ff.)

Der griechische Text spricht von einem beobachtenden Danebenherlaufen, neugierigem Betrachten, auflauerndem Abwarten hinsichtlich des Reiches Gottes.

Die zweite Antwort des Herrn: „Das Reich Gottes ist innerhalb euch“, haben die meisten griechischen Kirchenväter dahin ausgelegt: Es ist innerhalb euch selbst, in euerem Herzen, in euerer Seele. Einzelne alte und neue Schriftausleger haben das Wort so verstanden: Das Reich Gottes ist mitten in euerer Zeit, hat bereits unter euch begonnen; der Messias ist da; das Reich des Messias entfaltet sich bereits; die Kirche des Messias ist im Werden: Ihr habt aber keine Augen dafür, sie zu sehen in ihrem allmählichen Aufblühen, in ihrem langsamen Gange zum übernatürlichen Siege.

Houston Chamberlain hat einmal gesagt: dieses Wort Jesu sei das wichtigste des ganzen Evangeliums. Es bedeute auch einen klaffenden Gegensatz zum Buddhismus. Buddha sei der greisenhafte Ausgang einer an der Grenze ihres Könnens angelangten Kultur. Der Buddhismus sei der gelebte Selbstmord, der Selbstmord in seiner denkbar höchsten Potenz. Die buddhistische

Aszese härme die Seele ab, damit sie einst auf der Seelenwanderung verflackere, vergehe, ins Nirwana, ins Nichts zurücksinke. Dem gegenüber bedeute das Christentum eine innerliche Belebung und Neuschöpfung. Jesus sage: Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es haben überreich.

„Welch grösseren Gegensatz kann es zur Erscheinung des Buddhismus geben als diejenige Christi, dessen Tod den Eingang ins ewige Leben bedeutet. In der ganzen Welt erblickt Christus göttliche Vorsehung; kein Sperling fällt zur Erde, kein Haar auf eines Menschen Haupt kann gekrümmt werden, ohne dass der himmlische Vater es erlaubt. Und weit entfernt, dass dieses irdische Dasein, gelebt unter dem Willen und unter den Augen Gottes, ihm verhasst sei, preist es Christus als den Eingang in die Ewigkeit, als die enge Pforte, durch die wir ins Himmlische eintreten. Und dieses Himmelreich, was ist es? Ein Nirwana? Ein erträumtes Paradies? Eine zu ergaffende zukünftige Belohnung für hienieden vollbrachte Werke? Die Antwort gibt Christus mit einem Worte, welches uns unzweifelhaft authentisch aufbewahrt worden ist; denn es war noch niemals gesprochen worden und wurde offenbar von keinem seiner Jünger verstanden, viel weniger erfunden, ja es eilte der langsamen Entfaltung der menschlichen Erkenntnis mit so mächtigem Flügelschlag voraus, dass es bis heute nur wenigen seinen Sinn enthüllte. — — Ich sagte es schon, unser Christentum steht noch auf Kinderfüssen. — Christus

antwortete: Das Reich Gottes kommt nicht mit äusserlichem Gepränge. Man wird auch nicht sagen: Siehe, hier und da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch. Dies ist, was Christus selber das Geheimnis nennt; es lässt sich nicht in Worte fassen; es lässt sich nicht begreiflich dartun. Und immer sucht der Heiland seine grosse Heilsbotschaft durch Gleichnisse seinen Zuhörern nahezulegen. Das Himmelreich ist wie ein Senfkorn auf dem Acker, das kleinste unter allem Samen; wird es aber vom Landmann gepflegt, so wächst es zu einem Baume, dass die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen in seinen Zweigen. . . Eine Abwendung vom Leben wie bei Buddha findet sich bei Christus durchaus nicht, dagegen eine Umkehrung der Lebensrichtung, wenn ich so sagen darf; wie denn Christus zu seinen Jüngern spricht: Wahrlich, ich sage euch, es sei, dass ihr euch umkehret, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. . .“ So weit Chamberlain.

Gœthe hat gesagt: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit.“ — Haben diese modernen Ausleger Recht? Stehen wir etwa mit dem gestrigen Hochfeste im Gegensatz zu diesem Worte Christi?

Nein. Das Reich Gottes ist inwendig in euch. — Was will das sagen? Hauptsache des Reiches Gottes ist das innere Licht des Glaubens, das innere Leben der Gnade, die innere Busse, die innere Bekehrung, das innere Tugendleben, die neue Lebensrichtung.

Scharf betont Christus durch das ganze Evangelium, dass er nicht bloss eine neue ethische Richtung bringe, sondern eine neue Kraft von oben, ein neues, zweites Leben, eine neue, übernatürliche Daseinsweise, einen neuen Geist. Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

In einem gewissen Sinne kann man also sagen, das Evangelium bringe das höchste Glück der Persönlichkeit.

Aber man muss heutzutage mit derartigen Begriffen sehr vorsichtig sein.

Es ist durchaus notwendig, sich klar zu machen: Was ist denn eigentlich Persönlichkeit?

Zunächst müssen wir von dem philosophischen Begriff der Persönlichkeit ausgehen, so dürr und trocken dies zunächst zu sein scheint. Persönlichkeit ist eine für sich und in sich bestehende selbstbewusste geistige Substanz. Der Begriff Substanz darf hier selbstverständlich nicht materiell stofflich gedacht werden. Es gibt Wirklichkeiten, Wesenheiten, die nicht materiell sind und doch in der Tat existieren. Es ist töricht und recht unphilosophisch, über geistige Wirklichkeitsklötzchen zu spotten. Der Geist ist realer, wirklicher als der Stoff. Eine Person nun ist zunächst eine spezifisch komplette Substanz. Der kompletten Substanz kommt der Charakter der eigentlichen selbständigen Spezies zu. Sie ist *vermöge ihrer Wesenheit* nicht dazu bestimmt, mit einem anderen Wesen, mit einer anderen Substanz verbunden zu sein. Sie ist ein selbständiges Wesen. Dieses Wesen ist auch

entsprechendes Prinzip all seiner Tätigkeit. Eine Person ist nun eine vernünftige Substanz, das heisst: ein vernünftiger, selbstbewusster, für sich bestehender Geist. Der Mensch als Person ist selbständiger, selbstbewusster Besitzer und Träger seiner Wesenheit und seiner Natur. Das ist zunächst Person. Diesen Personcharakter gibt weder die alte noch die moderne Zeit dem Menschen. Diesen Personcharakter hat er von Natur aus. Diesen Personcharakter gab dem Menschen der Schöpfer. Auch das Evangelium gibt dem Menschen nicht erst den Personcharakter. Den hatte der Mensch schon, dafür brauchte Christus nicht auf die Welt zu kommen. So einfach das ist, so muss es doch in heutiger Zeit wieder einmal klar ausgesprochen werden.

Man braucht aber das Wort Persönlichkeit noch in einem weiteren, mehr kulturellen und moralischen Sinn. Man versteht unter Persönlichkeit einen Menschen, der sich in seinem Denken, Wollen, Fühlen, Handeln, Schaffen recht selbständig und eigenartig ausprägt. Man versteht unter Persönlichkeit einen Menschen, der ein reiches Innenleben besitzt und aus diesem Innenleben seine ganze Gottes- und Weltanschauung, seine Tätigkeit und sein schöpferisches Wirken sich gestalten lässt. In diesem Sinne kann man das Gœthesche Wort verstehen: Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit.

Es gibt aber Moderne, welche unter ausgeprägter Persönlichkeit ein schrankenloses Sichlosreissen von Gott, vom Sittengesetze und von jeder Rücksichtnahme

auf die heiligsten Autoritäten und Mächte im Menschheitsleben verstehen. Dies ist eine ganz und gar falsche Auffassung der Persönlichkeit. Denn das Naturgesetz und das natürliche Sittengesetz sind dem Menschen angeboren, sie gehören zu seiner Wesenheit, sie gehören zu seiner Natur. Gerade das Sittengesetz befreit den Menschen. Auch die übernatürliche Wahrheit der Offenbarung unterdrückt nicht die Persönlichkeit, sie zerschmettert nicht Eigenart und Eigenwesen, — auch die übernatürliche Wahrheit befreit. Wenn Gœthe von einem Leben der Persönlichkeit redet, so versteht er es durchschnittlich von einem rein natürlichen Innenleben. Gœthe anerkennt, dass die schöne Seele der wahre Urgrund und der Fruchtboden alles grossen Schaffens ist. Aber sein Begriff der schönen Seele bleibt im rein Humanen befangen. Das Christliche im Vollsinne des Wortes lehnt er ab, bald mehr, bald weniger. Ich habe mich über diese Gedankengänge Gœthes in den „Wartburgfahrten“ bei den Untersuchungen über die schöne Seele sehr ausführlich ausgesprochen.

Chamberlain redet nun in der Tat von dem inneren Leben der Persönlichkeit. Meisterlich zeichnet er den Riesenunterschied zwischen Buddhismus und Christentum gerade in bezug auf dieses Innenleben.

Wenn es aber darauf ankommt, dieses Innenleben selbst zu beschreiben, so löst sich alles in wolkenhafte Gebilde auf, und damit ist der grossen Sache nicht gedient.

Wenn man im Anschluss an das Wort Christi, das oben angeführt wurde, das Evangelium ein Evangelium der Innerlichkeit und der Persönlichkeit nennen will, dann muss eine derartige Aussprache scharf umschrieben werden. Das Evangelium ist ein Evangelium der persönlichen Seelenrettung, wo es auf jede einzelne Persönlichkeit, auf jede einzelne Seele ankommt. Christus ist das wahre Licht, das einen jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt. Seelenbildung, Seelenarbeit, Seelenvervollkommnung, Seelenrettung in allen Lagen, in allen Ständen, unter allen Völkern ist Ziel des Evangeliums. Christus ergreift mit seiner übernatürlichen Gnade den ganzen Innenmenschen. In der Kommunion verbindet sich Jesus auf das innerlichste mit dem Menschen: vivet propter me — er wird meinetwegen leben. Die Lehre Christi, das Gesetz Christi und der Geist der Lehre und des Gesetzes dringen in das innerste Menschenwesen. Niemals in der Welt wurde Ethik und Moral innerlicher, geistiger als in der Bergpredigt des Herrn. Die Bergpredigt ist die magna charta der Innerlichkeit. Das Evangelium drängt also auf die innerste Seelenarbeit. Gott gibt von oben übernatürliche Kräfte. Und dazu kommt der ganze Einsatz der menschlichen Persönlichkeit. Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Dies ist möglich in verschiedener Weise, auf verschiedener Stufe, bis zu den Heldenhöhen der Heiligen. Ebenso trägt das Christentum in sich die Kraft, eigenartige Persönlichkeiten, geniale Menschen auf ganz eigenartige Weise zu be-

fruchten, in Freiheit zu erziehen und zu vollenden. Man denke an die ausgeprägte Eigenart der biblischen Schriftsteller. Man denke an den Triumph der Religion in den Künsten und den Künstlern. Dem steht das äussere Reich der Kirche nicht feindlich gegenüber. Wozu ist die Kirche gestiftet? Zur Seelenrettung. Unsterblich ist das Wort des heiligen Paulus, das er an die Korinther schrieb: Alles ist euch zur Verfügung gestellt: Paulus, Apollo, Kephas — das Papsttum, das bischöfliche Amt, das Priestertum dient alles den Persönlichkeiten. In diesem Sinne nennt sich der Papst: servus servorum Dei — Diener der Diener Gottes. Christus lehrt im ganzen Evangelium: Es gibt eine Ewigkeit. Erst im Jenseits vollendet sich die Seele, erst im Jenseits vollendet sich die Persönlichkeit. Feierlich bekennt er am Schlusse seines Lebens, nachdem seine Wunder, sein Leben, seine Selbstzeugnisse es bewiesen hatten: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Dann fügt er bei: Es gibt eine Ewigkeit; im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen, und wenn es nicht so wäre, so hätte ich es euch gesagt. So geschieht die Vollendung der Innerlichkeit und der Persönlichkeit erst im Jenseits.

Alles das ist wie durch ein feinstes Adernetz, wie durch ein zartestes Nervensystem miteinander verbunden: Innerliches und Aeusserliches, Persönlichkeitsbeglückung und Ehre Gottes. (Joh. 14.)

Das Reich Gottes ist innerhalb euch. Die Pharisäer kannten das Reich Gottes nicht, das mitten unter

ihnen erblühte. Sie erkannten seinen Stifter nicht, den Messias. So erkennt auch oft die Welt das Reich Gottes, die Kirche nicht, obwohl sie mitten unter ihr steht. Man stösst sich an Kleinigkeiten, man stösst sich an Aeusserlichkeiten, man stösst sich an Begleiterscheinungen, und das Wesen des Reiches Gottes, das Wesen der Kirche mit allen seinen Forderungen und Folgerungen erkennt man nicht. Noch viel weniger hatten die Pharisäer einen Begriff von dem Einwohnen des Reiches Gottes in der Seele, und auch der Welt ist dies fremd.

Die modernen Worte über die Erziehung zur Persönlichkeit hört der Christ mit einer gewissen Sympathie. Aus den Worten Gœthes und Chamberlains leuchtet mancher Wahrheitsstern. Wir sind uns aber auch voll des ungeheuren Unterschiedes bewusst geworden zwischen einem Persönlichkeitsglück, wie es sich Gœthe und Chamberlain denken, und einem Persönlichkeitsglück, wie es Christus und die Kirche verkünden und wie es sich in der ewigen Gottschauung und im ewigen Gottesbesitz in wunderbarer Harmonie vollendet.

Es war nicht Gafferei, als gestern die Hunderttausende zusammenströmten. Der eucharistische Kongress machte nicht Reklame mit neuen Religionsstiftern, mit neuen Christussen und neuen Formen der christlichen Religion.

Vielmehr sind der tiefste Herzensglaube, der Glaube an Christus, der Glaube an die Gottheit Christi, der Glaube an die wunderbare Gegenwart Christi in der Eucharistie, die unerschütterliche Ueberzeugung Gebil-

deter und der breiten Volksmassen: dass es möglich ist, mit Christus ein neuer Mensch zu werden, mit Christus an seinem Charakter zu arbeiten, mit Christus es zu einer zeitlichen und übernatürlichen ewigen Vollendung zu bringen — überströmt, durchgebrochen, zum lebendigen Bekenntnis geworden. Die Prozession war die Huldigung ungezählter Persönlichkeiten an den einen Gott und an den einen Christus.

Es war nicht Gafferei, es war nicht ein Suchen des Reiches Gottes hier und dort, — es war ein Bekenntnis der zartesten Innenverbindung zahlloser Menschen mit Gott durch Jesum Christum.

So philosophierte ich, von Strasse zu Strasse ziehend und zwischenhinein einige kleine Endgeschäfte besorgend.

Es löste sich aus der gestrigen Prachtprozession — ich möchte sagen — das Philosophische, das Dogmatische, das Allgemeine los, und es wurde zur grossen geistigen Apologie der Tage von Köln.

Vannutellis glorreicher Zug über den Rheinstrom war nicht bloss Prunk und Pomp mit äusseren Gebärden.

Die Volksscharen trieben nicht Personenkult.

Ihre Freude gründete auf eine Art Riesentatsache des Evangeliums, auf der Kirchenstiftung.

Und die Christushuldigungen der gestrigen Prozession waren ebensowenig äussere Gepränge.

Sie gründeten sich wiederum auf eine Riesentatsache des Evangeliums.

Das Leben Jesu nahte einem Höhepunkte. Der grössere Teil desselben war bereits verflossen. Es hatte sich zu jener Erhabenheit entfaltet, dass die Worte des Heilandes sich allüberall erfüllten: Selig die Augen, die sehen, was ihr sehet, — selig die Ohren, die hören, was ihr höret.

Sollte dieses messianische Glück, den Gottessohn persönlich kennen zu lernen, nur für die Generation von 27—30 oder 30—33 möglich sein?

Der Heiland zieht an das Ostufer des Sees Tiberias. Ein Lehrtag, ein Wundertag.

Zehntausende umgeben ihn.

Da speiste er am späten Abend die gewaltigen Scharen mit wenigen Broten und Fischlein.

„Ich kann euch ein wunderbares Brot geben," rief die Tatsache laut und mächtig in die Volksseele hinein. Eine falsche einseitig-politische und nationale Begeisterung wies Jesus schroff zurück.

Er wollte nicht ein irdischer König, wohl aber das Himmelsbrot sein.

In der folgenden Nacht nahete Jesus auf stürmischer See dem Apostelschiff, das Wind und Wellen umherwarfen. Wunder folgte auf Wunder. Die nächtliche Tatsache aber rief tief in das Apostelgemüt die Wahrheit: Ich kann wunderbar gegenwärtig sein: Ich schreite durch die Luftlinie, ich schreite über die Wellenberge, ich stehe über den Naturgesetzen, ich schaffe andere Bedingungen als jene sie zu geben vermögen. Als Herr der Natur

kann ich wunderbar gegenwärtig sein. Die im Schifflein waren, wurden tief ergriffen und beteten ihn an.

Am andern Morgen sammelte sich ein grosses Volk in der Synagoge zu Kapharnaum. Scharenweise waren sie nach dem gestrigen Erlebnis am Ostufer um den Nordrand des Sees und zum Teil auf Schiffen zurückgekehrt. Sie waren hoch erstaunt, Jesum hier zu finden.

Nun beginnt jene grossartige Rede Jesu, welche uns der Evangelist Johannes im 6. Kapitel als ein einziges Juwel aufbewahrt hat. Sie fügt sich in feinster Weise ein in die Berichte des Matthäus, Markus und Lukas über die wunderbare Brotvermehrung und über das nächtliche Wandern Jesu über das Meer.

Der Grundgedanke der messianischen Machtrede ist dieser eine: Ich bin das Himmelsbrot.

Immer tiefer, immer reicher, immer grossartiger, immer geheimnisvoller enthüllte und entfaltete sich dieser eine Gedanke.

„Ich gebe euch ein wunderbareres Brot als gestern."

Sie sind erstaunt. Sie wissen nicht, was sie sagen sollen. Sie erinnern ihn an das Manna des Moses.

„Ich gebe euch ein wunderbareres Brot als das Manna."

Sie staunen noch mehr. Sie wagen Zwischengedanken und Zwischenfragen: Bist du mehr als Moses?

„Ich bin das Wunderbrot. Ich bin das Himmelsbrot, das vom Himmel herabgestiegen ist."

Das Staunen wächst. Die Ueberraschungen werden immer grösser.

Sie wagen die Einwendung: Du bist der Zimmermannssohn, der Josephssohn von Nazareth.

„Ich, der Menschensohn, der Zimmermannssohn, der Josephssohn, ich bin das Wunderbrot, das Himmelsbrot, ich, der konkrete Jesus, der vor euch steht."

Sie sind betroffen von dieser Sprache.

„Ich der Gottessohn, den der Vater besiegelt hat, ich bin das Himmelsbrot, das Wunderbrot." Er weist auf seine Siegel, auf seine Wunder. Tief ergriffen lauschten wohl die Apostel noch unter dem Eindrucke der gestern und die letzte Nacht erlebten Wunderreihe.

Das Volk schaute ihn fragend an: Wo will das hinaus?

Und Jesus wird noch deutlicher.

„Mein Fleisch und Blut ist dieses Himmelsbrot. Mein Fleisch und Blut ist ein Wunderbrot, ein Himmelstrank."

Das Staunen geht ins Masslose. Sie finden sich nicht mehr in die Worte Jesu hinein: Diese Rede ist hart — wer kann sie hören?

Er aber bestätigt: „Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise. Mein Blut ist wahrhaftig ein Trank."

„Das müsst ihr glauben, unbedingt."

„Dieses Himmelsbrot, diesen Himmelstrank müsst ihr empfangen, essen wahrhaftig und trinken mein Fleisch und mein Blut."

Ein wahrer Geisteraufruhr entsteht.

Er nimmt nichts zurück, auch nicht ein Pünktlein, auch nicht ein Jota.

Aber wie ein Sonnenaufgang leuchtet eine tiefere Erklärung in ihre Seele.

„Was werdet ihr sagen, wenn ihr einst den Menschensohn in den Himmel auffahren seht?“

„Mein verklärtes Fleisch und Blut ist dieses Himmelsbrot, dieses Lebensbrot, dieses Wunderbrot.“ Ich gebe euch nicht mein totes Fleisch, ich gebe euch nicht mein Fleisch in Stücken, ich gebe euch nicht mein Fleisch losgelöst von mir. Wenn ich euch mein totes Fleisch gäbe, dann nützte es nichts. Das Fleisch nützt nichts. Nur wenn der Geist es lebendig macht, dann nützt es. Ich gebe euch mein Fleisch, verbunden mit meinem Blut, verbunden mit dem Geiste meiner Seele, verbunden mit dem Geiste meiner Gottheit, verbunden wahrhaftig mit meiner Gottheit: der Geist ist's, der lebendig macht.

Wie es mir einst möglich sein wird, von den Toten aufzuerstehen, in den Himmel aufzufahren und über die Gesetze der Natur mich zu erheben, so ist es mir auch möglich, meine Gegenwart zu verbergen unter den Gestalten von Brot, unter den Gestalten eines Trankes. Dem verklärten Christus ist alles möglich. Und so bin ich hier schon im Sakramente in einem gewissen Sinne verklärt. — Die Apostel mochten sich an das gestrige Meerwandeln Jesu mit tiefer Rührung erinnern.

Eine Geisterspaltung tritt ein. Viele ziehen davon.

„Wollt auch ihr gehen?“ — so lautet die Entscheidungsforderung an die Apostel.

Diese waren in der letzten Nacht zur vollen Höhe des Glaubens an die Gottheit Christi emporgestiegen.

Christi Autorität, Christi Wahrheitswürde, Christi Wahrheitsmacht, Christi Wahrheitsfülle war der Beweggrund ihres Glaubens geworden. Petrus bekennt: „Zu wem sollen wir gehen? Du hast die Worte des ewigen Lebens. Wir haben geglaubt und erkannt, dass du der Christus, der Sohn Gottes bist."

Das ist die grosse Verheissungsurkunde des Altarssakramentes. (Joh. 6.)

Ich dachte in meiner Montagsbetrachtung an die leuchtenden und strahlenden Grundgedanken dieser Jesusrede.

Und ich entfalte sie auch hier als Echo in meinen „Ferienbildern".

Wohl ein Jahr später, beim zweiten Osterfeste, stand Jesus im Abendmahlssaale. Johannes berichtet: In vollem Bewusstsein seiner göttlichen Macht, wissend: dass er vom Vater ausging und zum Vater heimkehrte, und dass der Vater alles in seine Hände gegeben hatte, vollzog er die demütigende Fusswaschung und feierte das Abendmahl.

Dann vollendete er die Osterfeier des Alten Testamentes.

Jetzt beginnt er in auffälligster Weise ein neues Mahl.

Er nimmt das Brot in seine heiligen und ehrwürdigen Hände.

Er ergreift den herrlichen Kelch.

Dann spricht er Testamentsworte, Abschiedsworte, Worte der vollsten Klarheit, der bestimmtesten Entscheidung, der nüchternsten Wirklichkeit. Es sind zugleich Befehle.

Keine Deutung vermag sie aus der Welt zu bringen.

„Während sie nun beim Mahle waren, nahm Jesus Brot, segnete es danksagend, brach es und gab es seinen Jüngern, indem er sprach: Nehmet hin und esset, dieses ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. Dieses tut zu meinem Andenken.

„Desgleichen nahm er den Kelch nach dem Mahle, dankte und gab ihnen denselben, indem er sprach: ‚Trinket alle daraus; denn dieses ist mein Blut, das Blut des Neuen Bundes, das für euch und für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Dieses tuet, so oft ihr trinket, zu meinem Gedächtnis.‘ Und sie tranken alle daraus.“ (Lukas 22, 19. 20; Markus 14, 22—24; Matthäus 26, 26—28; I. Kor. 11, 23—25.)

Mit dem Worte „dies“ und „das“ bezeichnet Christus im allgemeinen, was er in den Händen trägt, das, um was es sich handelt. Die Worte bezeichnen im allgemeinen eine Substanz.

Es folgt das sonnenklare „ist“ zweimal im griechischen Urtext.

Auch der zugrundeliegende hebräisch-aramäische Satz hatte denselben Sinn.

Jesus spricht als Gott, als Herr und Herrscher im Bewusstsein seiner Machtfülle mit höchster Feierlichkeit. Er, der Wasser in Wein, Sturm in Stille, Tod

in Leben verwandelt hatte, befiehlt und behauptet hier feierlich: es ist mein Leib, es ist mein Blut.

Hier liegt kein Bild vor.

Wie ganz anders redete Jesus bei demselben Abendmahl in seiner Abschiedsrede.

„Ich bin der wahre Weinstock."

„Ich" bezeichnet eine komplette, festumschriebene bleibende Substanz, die Persönlichkeit Jesu.

„Weinstock" bezeichnet eine von ihm verschiedene komplette, niedrigere Substanz.

Beides ist von einander ausgesagt.

Sofort wird es sonnenklar: Das ist bildlich gemeint.

Ganz anders beim letzten Abendmahle.

Die Worte „dies" und „das" bezeichnen in allgemeiner Weise eine Substanz, die während des Satzbefehles Jesu das wird, das von ihr ausgesagt wird.

Allerschroffster Unterschied des Sprechens.

Und für diese Riesenworte und für diese Riesentatsache haben wir den selbständigen Bericht des Matthäus (26, 26—29), — des Markus (14, 22—24), — des Lukas (22, 19. 20).

Das sind drei Berichte der Evangelisten.

Johannes, der Ergänzer, berichtet die Einsetzung des Altarssakramentes nicht.

Warum nicht?

Sein Schweigen ist erst recht ein Beweis.

Der Ergänzer hat nichts zu ergänzen.

Die Sache war bereits helle und klar.

Dafür hat uns Johannes, der die Stiftungsurkunde nicht wiederholt, im 6. Kapitel seines Evangeliums die Verheissungsurkunde aufbewahrt. Die Rede Johannes 6, die Verheissungsurkunde, wäre ein Fremdkörper im Johannesevangelium, ein Unverständliches, ein nie restlos sich Lösendes, ohne die Stiftungsberichte des Altarssakramentes bei Matthäus, Markus, Lukas, die längst vorlagen, als das Johannesevangelium geschrieben wurde.

Und jetzt tritt Paulus auf. Im 10. und 11. Kapitel des Korintherbriefes wiederholt er auf das Allerbestimmteste dieselben Berichte.

Und mehr als das. Er erklärt in den Kapiteln 10 und 11 die Berichte über die Einsetzung des Altarssakramentes.

Er sagt es mit dürren Worten, dass es kein Sinnbild sei, sondern Wirklichkeit.

Er stellt das Opfer im Altarssakrament dem Heiden- und dem Judenopfer gegenüber als wirkliches, vollkommenes Opfer.

Schwer tadelt er den unwürdigen Kommunikanten, weil er die heilige Speise von einer gewöhnlichen nicht unterscheidet.

Er nennt es ein Verbrechen an Gott, wenn man unwürdig dieses Brot esse und dieses Blut trinke.

Man esse sich — so meint er — den lebendigen Christus als Richter in die Seele hinein.

Die Berichte des Paulus in den Kapiteln 10 und 11 des ersten Korintherbriefes sind die glänzendste Exegese der drei Evangelien.

Und dazu kommt noch ein sechster Bericht, das ist: die selbständige Messliturgie der Urzeit mit den Wandlungsworten.

Dann greifen die Zeugnisse der Kirchenväter ein.

Und von da zieht sich eine wahre Alpenkette von Zeugnissen und Beweisen und Bekenntnissen bis zum Konzil von Trient und bis zu den grossen Tagen von Köln.

Facta loquuntur — so tönt es mir aus den immer noch von gestern geschmückten Strassen entgegen. Facta loquuntur — Tatsachen sprechen.

Eine Riesentatsache des Lebens Jesu sprach gestern zu Köln.

Sie lebt noch unter uns.

Und es war, wie wenn auch heute ein Amen und ein Alleluja des gestrigen Tages durch die stiller gewordenen Strassen zöge.

Und es zittert tief durch meine Seele.

Noch zittert es mir nach in Herz und Hand, da ich dieses niederschreibe.

— — — — — — — —

Abends fuhr ich nach Düsseldorf.

XVIII. Düsseldorf.

Wieder ging ein glanzlichtiger Augustmorgen über der Rheinebene auf. Wie ich mich freute! Und doch musste ich im vorneherein verzichten, Düsseldorf näher kennen zu lernen. Meine quer durch Deutschland ge-

plante Heimreise brauchte Zeit. Und am nächsten Sonntag sollte ich unbedingt einem meiner lieben Schüler zu Gretzenbach im Kanton Solothurn die Primizpredigt halten. So blieb nur eine Querfahrt durch die Stadt, mit einigen Raschbesuchen in den stimmungsvollen gotischen und romanischen Kirchen und eine Wanderung durch die grosse profane und christliche Kunstausstellung für das Jahr 1909. Auch diese Wanderung musste eine eilige sein. Ueberdies war ich denn doch von den Kölnertagen her etwas müde und darum nicht so aufnahmsfähig, wie etwa in wochenlangen Münchneraufenthalten. Um so mehr sammelten sich die Eindrücke unter stillen Vergleichungen mit andern Kunstaustellungen zu gewissen allgemeinen Bildern über die moderne Kunst.

Am Bahnhofe traf ich einen norddeutschen Bischof, von dem ich in meinem Hotel zu einem stillen Gespräch und Meinungsaustausch eingeladen wurde. Ich vergesse diese Stunde nicht so schnell. Und manch ein Gedanke in diesen Ferienbildern ist ein Echo aus der Unterhaltung mit dem weitblickenden Manne über gegenwärtige brennende Fragen.

Querfahrt durch die Stadt.

In die vornehmen Stadtbilder mischen sich weite grüne Alleen und prächtige Plätze.

Kirchenbilder wechseln.

Einen raschen Blick in die städtische Gemäldesammlung kann ich hier nicht beschreiben.

Vorwärts, vorwärts — Kutscher!

Schon leuchtet weiss und rot und gelb und grau und blau und kuppelig und türmig das moderne Ausstellungsgebäude aus den benachbarten Anlagen. Dann entdecke ich plötzlich in der Nähe eine gewaltige kühne Rheinbrücke und jenseits — noch zwischen Rhein und der Fortsetzung der Neustadt — einen breiten leuchtenden grünen Streifen freien Landes mit dahinziehender Strasse. Fast frühlinghaft schimmert der Rasen am blauen Strom. Es sind die Vordämme des Rheins, die jetzt eine freundliche Sommervegetation schmückt.

Das zog mich mächtig an.

Vorwärts, Kutscher, vorwärts — durch die Brückentore zwischen den Eisenbogen der Brücke hinaus ins Grünland, und wenn auch sein Streifen noch so schmal ist. Es war, wie wenn der Rhein Graubündner Hochlandluft mit sich gebracht hätte. So frisch, so kräftig und so rein wehte die Brise im Stromlauf. Und dann hinaus ans jenseitige Ufer, dem grünen Strandstreif entlang.

Erfrischt kehrte ich über den grossen und stimmungsvollen Prachtplatz zum Ausstellungsgebäude zurück. Wie schade, dass man der grossen Ausstellung nicht wenigstens einige Tage widmen kann.

Ich wanderte durch die christliche Kunstausstellung und dann nach einer mittäglichen Erfrischung auch durch die profane.

Die retrospektive Ausstellung rief gewisse Eindrücke der Malerei des 19. Jahrhunderts in das Gedächtnis zurück. Die Nazarener und Düsseldorfer leuchteten einem

in den ersten Sälen mit ihrem ganzen Idealismus entgegen. Es mutete an wie in der Allerheiligenhofkirche zu München, einem der ergreifendsten Innenräume der ganzen Welt, man mag dagegen sagen, was man will. Die Eindrücke der Apollinariskirche in Remagen und des Städelschen Museums in Frankfurt erneuern sich. Doch wirken Museumssäle nie in der künstlerischen Einheit zusammen, wie etwa die Nazarenermalereien zu München oder Remagen oder Speier in den lebendigen Gotteshäusern mitten im Gottesdienste. Die Schwächen der Nazarener und Alt-Düsseldorfer: zu formale Schönheit — allzu duftiger Idealismus — ein gewisser Mangel an Natur und Farbenstimmung und charakteristischer Eigenart traten auch hier hervor. Aber die Bilder sind aus der Fülle des christlichen Denkens, Empfindens und Lebens geschöpft von ganzen Männern, von geprägten Persönlichkeiten. Sie schauten rückwärts in das innige Mittelalter, sie schöpften aus Raphaels Formenfülle, sie schöpften aber auch aus dem eigenen Borne der katholischen Seele, und sie verstanden es, zum christlichen Volke zu sprechen. Man wirft ihnen Einförmigkeit vor. Aber was für ein Unterschied ist zwischen der kraftvollen Genialität der Idee, der Gesamtauffassung und der Zeichnung bei Cornelius, der Gedankenfülle und Gemütsinnigkeit eines Overbeck, der festlich-ernsten übernatürlichen Pracht eines Hess, dem Tiefsinn und der Eigenart der Linienführung eines Führich, der keuschen, gedankenstarken Innigkeit eines Ittenbach und Deger! An Steinle haben wir uns schon in Frankfurt erinnert.

Es war doch eine grosse christliche Kunst. Und die Düsseldorfer sind nicht etwa nur an innerer Erschöpfung, sondern auch aus Mangel an Aufträgen bei der damals herrschend gewordenen einseitig archaistischen Kirchenrenovation zurückgegangen. Freilich war auch keine starke Persönlichkeit da, welche in der Zeitenwende die Schule zu einem kräftigeren Kolorismus und Realismus der Anatomie, der Psychologie, der Natur- und Seelenstimmung übergeführt hätte. Dabei ist aber auch zu beachten, dass die neuen Richtungen nicht selten mit derartigen Uebertreibungen und Einseitigkeiten auftraten, dass sie die religiösen Künstler abstossen mussten.

Das Paysage intime, die neue Methode der modernen französischen Landschaftsmalerei, konnte unmittelbar wenig auf die religiöse Kunst einwirken. Die Freilichtmalerei hätte aber schon bei ihrem Beginne auf das nicht gottesdienstliche Bild einen Einfluss gewinnen können, und warum nicht auch unter Umständen auf das gottesdienstliche? Die braune Sauce ist keine offiziell liturgische Farbe. Das zerstreute Licht im Freien, welches die Dinge von allen Seiten umfliesst und den Farben neue Tonwerte verleiht, würde auch religiösen Szenen, die im Freien spielen, sehr wohl anstehen. Der einseitige Impressionismus, der nur den augenblicklichen Eindruck wiedergibt und alles mit einem einzigen Blick erfassen will, ohne ein Nacheinander, ohne Beziehung auf ein Früheres oder Späteres, widerspricht dem Wesen der christlichen Kunst. Als dienender Geist, der seine

Einseitigkeiten allmählich abstreift und aus Impressionismus und Pointillismus die Farbenfülle der Natur und Seelenstimmung als neue Gaben darbietet, wäre er wahrlich zu begrüssen. Die allerneueste französische Richtung der Primitivisten, die Rückkehr zum einfachen Idealen, Duftigen ist etwas mit dem Beuronerstil verwandt. Aber die Beuronerschule ist nicht ein Kind der Primitivisten. Sie ist eine ganz selbständige Schule. Sie verbindet Altägyptisches mit Modernem und verklärt alles durch christliche Innerlichkeit. Als Monumentalmalerei in altstreng romanischen Räumen, wie zum Beispiel im Benediktusturm zu Montecassino und in neuen Kirchen modernster Bauart kann sie einzig gross wirken durch ihre Verzichte wie durch ihre Gaben. Wo die Beuroner duftig werden wollen, da geraten sie auf Abwege. Auch ist ihre starke und gerade durch Einseitigkeit starke Richtung nicht zur Alleinherrschaft bestimmt.

Diese Gedanken lösten sich mir zunächst beim Gange durch die ersten Säle aus den Eindrücken.

Ich empfand in Düsseldorf immer wieder eine klaffende Lücke zwischen den Nazarenern und der modernen christlichen Malerei.

Ich sah fast keine Brückenbauer. Feuerstein setzt auf katholischer Seite in einem gewissen Sinne die Nazarener fort mit einer fast zu grossen Auswahl aus allen möglichen Stilformen.

In der Schweiz bleibt Deschwanden trotz gewisser Schwächen unvergesslich. Tot, spricht und erbaut er annoch.

Mit neuen Einschlägen setzten die Düsseldorfer Fellmann, Vettiger, Balmer, Troxler und P. Rudolf in Einsiedeln fort.

Auf der protestantischen Seite ist Hofmann im gewissen Sinne Nazarener. Sein zwölfjähriger Christus in Dresden ist ein Prachtsstück!

Die stark gruppenhafte Behandlung, die schon zum Teil bei den Nazarenern hervortrat, findet sich jetzt bei vielen Protestanten. Ich erinnere an Gebhardts Himmelfahrt, vor der ich lange betrachtend in Düsseldorf stand.

Aehnliche Gruppenmalerei bietet Janssens schönes Gemälde, das zu Düsseldorf ausgestellt war: „Mein Joch ist süss und meine Bürde ist leicht.“ Eine ganze Wolke von Kreuzträgern eilt einen steilen Abhang hinauf. Oben beichtet ein Mädchen Kummer und Schuld Christo ins Ohr. — Alt-Düsseldorfisches und Modernes hat sich hier verbunden.

Janssen ist in der Tat ein Brückenbauer von den Düsseldorfern zu den Modernen.

Die protestantische christliche Kunst hat in weiten Kreisen den übernatürlichen Inhalt des Evangeliums aufgegeben. Dieser unermessliche Verlust schaut nicht selten dunkeln Wolken gleich aus den Malereien und Plastiken, auch zu Düsseldorf.

Den technischen Zeitströmungen und künstlerischen Stimmungen aber haben sich die protestantischen eher angepasst als die katholischen Künstler. Positivere Geister haben da und dort wirkliche Siege errungen. Dabei muss man aber zwischen gottesdienstlichen Bil-

dern einerseits und zwischen Staffelei-, Saal- und Zimmerbildern andrerseits scharf unterscheiden.

Als ich zum ersten Male Uhdes Gemälde: Christi Himmelfahrt, zu München sah, — stiess es mich nach allen Seiten hin ab. Die Christusgestalt erschien mir so unwürdig als nur möglich aufgefasst. Bei späteren wiederholten Besuchen der neuen Pinakothek versöhnte ich mich immer mehr mit dem Bilde bis zu einem gewissen Grade. Der Christusgestalt kann ich auch heute noch nicht viel abgewinnen. Uhde hat die Himmelfahrt mitten in modernes Volk versetzt. Die Himmelfahrt Christi hat auch für die Jetztzeit ihre Bedeutung. Die Seelenstimmungen nun des Ueberraschtseins, des Verwunderns, der Sehnsucht, der Liebe, des Hilfeflehens, der Zuversicht, dass Christus doch bei dem Volke bleibe, sind mit gemässigt modernen Mitteln und wundersamer Stimmungskunst von Uhde gemalt, die man nicht genug bewundern kann.

Hier beginnt wieder ein Brückenbau.

Ich sage aber absichtlich bloss: er b e g i n n t.

In Düsseldorf war Uhdes Bild: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast", ausgestellt. Der Heiland tritt bei einer schlichten Fischerfamilie ein, die eben sich anschickt, betend ein einfaches Mahl zu beginnen. Das segnende Hineintreten Christi in den einfachen, schlichten Kreis der fast gestenlosen, zum Teil unbeholfen, aber tief ergriffen dastehenden Besuchten ist überraschend schön geschildert, wenn auch Christi göttliche Hoheit immer noch zu wenig durchschimmert.

Hier sind neue Wege gebahnt für das intime religiöse Zimmer- und Salonbild, ja selbst für typische Nebenbilder kultischer Art, die die religiöse Historienmalerei begleiten, wie etwa Steinles Werke der Barmherzigkeit den grossen Domzyklus zu Frankfurt in den Seitenkapellen.

Aber Steinlegeist und Uhdetechnik sollten sich erst noch vermählen.

Lange stand ich vor dem Riesengemälde Joachim Skovgaards: Christus im Reiche der Toten. Trotz mancher Einseitigkeiten spricht etwas Grandioses aus dem Bilde. Plötzlich sind sieghaft flutende Lichtstrahlen in die Hallen der Vorhölle gefallen. Aus ihnen tritt auf Wolken mit weit ausgebreiteten Armen, mit der Machtgebärde des Siegers und des Retters im Glorienkleide Christus. Mit den Füssen zermalmt er eine ganze Schlangenbrut, ein Viperngezücht, zermalmt Totenschädel, Satansmacht und Sünde. Aus dem düsteren schummerigen Licht der unterirdischen Gewölbe taucht eine Riesenmenge von Menschen auf, die aus den Höhlen der Unterwelt hervorziehen. Sie sind wie halberweckte Tote gemalt, nicht Leichname, aber auch nicht voll Lebendige. Die Christusstrahlen fallen belebend unter die Massen. Allen voran kniet Eva, mit bis zum Boden wallendem Haar. Eva, die Urmutter, streckt beide Arme hoch empor, in unermesslichem Jubel Christum begrüssend. Ihr folgt Adam. Trotz des einseitig Linearen, Steifen und Sonderbaren in dem Gemälde spricht gewaltig siegender Geist aus ihm. Ich

musste oft zu diesem Siegesbilde im Reiche der Toten zurückkehren.

Gebahnte Strasse zu neuen Kunstwegen.

Immer bestätigte sich mir der Eindruck: zwischen den Nazarenern und der neuen Entwicklung der christlichen Malerei gähnt eine Kluft.

Es fehlen die Uebergänge, wenigstens im grossen und ganzen betrachtet.

Die neuere christliche und katholische Malerei steht im Zeichen des Ringens, des Suchens.

Da und dort hat ein Ringender eine freudig leuchtende Höhe erklommen: viele, sehr viele wandeln noch im Nebel, gar manche auch Lichtstrahlen entgegen.

Viel geredet wird von dem Bilde Hermann Bodenheims: „Der Gottsucher". Eine Hochebene. Verstreute Steine. Schwarzes spärliches Juniperusgesträuch. Felsenkanten grenzen ab. Von der Hochebene sieht man über ein verhülltes Tal ins Gebirge hinein, — ein festlich-feierlicher Blick. Auf der Hochebene liegt ein Mann auf dem Antlitz, die Hände gefaltet, nur das rechte Auge und ein Teil der Wange ist sichtbar. Was will das Bild? Die Natur im Bilde atmet unermessliche Stille. Alles schweigt. Fast möchte man mit Habakuk sagen: Der Herr ist in seinem Tempel; es schweige die ganze Erde. Ist es ein Zweifler, der auf dem Alpengrün zwischen den Steinen liegt? Will Gott aus seinem Steinherzen ein Kind Abrahams machen?

Oder ist es ein Menschenkind, das aus dem Alltagsleben in die stille Hoheit des Gebirges hinauf-

gestiegen ist und nun überwältigt nach langer Betrachtung sich hinwirft, und auf die Erde niedergestreckt und mit dem Antlitz die Erde berührend keine Worte findet, kein Lied, keine Aussprache als tief anbetendes Staunen und staunendes Anbeten? — Ich kann das Gemälde nicht verurteilen. Wohlverstanden handelt es sich nicht um ein Kultbild.

Gottsucher, Christussucher sind unsere christlichen Maler. Nicht wenige ziehen aber ins Ungewisse.

Manche katholische Künstler besitzen die Fülle des Inhaltes. Sie haben sich eingelebt in das Ganze und Tiefe der Religion. Es muss dies aber bei vielen in noch weit tieferer Weise geschehen. Dazu kommt ein anderes.

Sie stehen unter den modernen Kunstrichtungen in gewissem Sinne verwirrt, suchend, tastend.

Eine ganz kräftige Persönlichkeit, die die Fülle der Religion überlegen, meisterlich mit der modernen Art des Könnens verbindet, ist noch nicht gekommen.

Vor keinem Bilde der neueren Ausstellung stand oder sass ich tief ergriffen, nur lernend, nur empfangend, nur neues Leben fühlend, das aus dem Kunstwerk strömt — wie man etwa vor Raffaels „Sixtina“ in Dresden weilt, oder auch nur vor Cornelius, oder in der Allerheiligenkirche zu München.

Alles ringt noch zu sehr.

Nirgends etwas harmonisch ganz Abgeschlossenes.

Nirgends die volle Offenbarung der schönen Seele in neuer Sprache, in neuer Kunstform.

Einer unserer Grössten ist unstreitig Fugel. Sein Kreuzweg in St. Joseph zu München ist ein Meisterwerk. Die Fülle des Lebens Jesu verbindet sich hier mit den Strömen der Kunstüberlieferung und mit eigenem modernen Empfinden. Fugel hat sich während der Schöpfung seines Kreuzweges selber weiter entwickelt. Es ist etwas Grosses, was er in St. Joseph bietet. In Düsseldorf hat er ein Abendmahl ausgestellt.

Christus steht in der Mitte hinter dem heiligen Tische, hoch erhaben, ganz verklärt im weissen Gewande der Herrlichkeit. Er trägt in seinen Händen wandelnd das heilige Brot. Auf dem Tische steht ein Glaskelch mit rotem Wein. Es ist, als wollte der Künstler sagen: Der Gottessohn wandelt, der Gottessohn wirkt, der verklärte Gottessohn wird gegenwärtig im heiligen Altarssakrament. Dieser Gedanke ist grossartig, meisterlich ausgesprochen. Auch die Apostel sind ergriffen, hingerissen, erstaunt, überrascht, begeistert von der übernatürlichen Tat Christi. — Doch bilden sie allzuwenig eine Einheit. Ein jeder ist zu sehr für sich selbst abgesplittert. Wir empfinden nicht jene Einheit des Lebens wie etwa bei Leonardo da Vinci. Das Haupt Christi erscheint aus der Lichtglorie und der abhebenden Schattenwirkung allzu monumental. Majestät spricht zwar aus Christus. Aber das Haupt des Herrn erscheint fast wie ein plastischer Kopf aus der Marmorwand gemeisselt. Zu wenig ist es dem Künstler gelungen, das Wort bei Johannes: Und Jesus wusste, dass der Vater ihm alles in die Hände gegeben hatte,

und dass er vom Vater ausging und zum Vater heimkehrte, — die sprechende, wirkende Allmacht Christi — mit jenem anderen Worte des Liebesjüngers: Und da er die Seinen liebte, liebte er sie bis an das Ende — mit der sprechenden, wirkenden Liebe Christi zu verbinden.

Ich stand auch vor Fugels „Berufung Petri". Der Gegensatz der herablassenden Majestät Christi zur demütigen Simonsart ist meisterlich getroffen. Aber warum diese Ueberfülle von Gewandung im Christusbilde? — Schwer und überflüssig fällt das Oberkleid über den ausgestreckten Arm, der mit majestätischer Gebärde das Wort Christi begleitet.

Das schlichte Kleid Petri, dessen Arme ganz unbedeckt sind, bildet zwar einen nicht unpassenden Gegensatz. Doch ist es nicht gut, wenn man den Eindruck hat: als habe sich der Künstler allzuviel beim Tuchhändler bestellt. Eine gewisse Ueberfülle der Gewandung stört mich auch an einigen Kreuzwegbildern, so sehr sonst ebendort gerade aus der Gewandung und dem Faltenwurfe Christi mitten im Elend eine gewisse Hoheit schimmert.

Auch unser Schweizer Kunz hatte in Düsseldorf ausgestellt.

Seine Franziskusbilder sind etwas Eigenartiges, etwas wirklich Schönes.

Ein steiniger Gebirgshang in den Alverner Bergen. Block auf Block, Stein auf Stein. Dazwischen leuchtendes freudiges Berggrün mit Blumen. Ueber Einschnitte

und Abgründe sieht man in Nähe und Ferne wilde italienische Steingebirge. Eine wunderbare Farbenfülle glastet über dem Bilde. Die Natur verklärt sich im werdenden Abendrot und scheidenden Goldlichte. Zarte violette Schatten huschen über die Halden. Franziskus sitzt einsam auf einem Felsblock. Zu seinen Füssen blühen Blumen. In der schlichten Natur ist er selber ein Bild der Schlichtheit. Die glühende Pracht des Abends sinnbildet des Heiligen innere Glut. Demütig weilt er in einer Feierstunde der Natur und der Uebernatur, der Aussen- und der Innenwelt, in sich selbst versunken. Die Hände ruhen auf den Knien. Auf der Linken sitzt ein Vögelein: Brüderchen Vögelein schaut zu Franziskus empor. Ringsum liegt alles in tiefem Schweigen.

Auch ein Gottsucher. Aber ein klarerer, wärmerer, ausgeprägterer als der Boden-Heims.

Der Christussucher, der Christusnachfolger Franziskus ist trefflich vom Künstler geschildert. Hier begegnen sich in einem gewissen Sinne der Geist Fiesoles, des Nazarenertums, und die moderne Farben- und Stimmungsschilderung. Noch wünschte ich im Antlitze des Heiligen eine deutlichere Sprache der innersten schönen, vollchristlichen Seele des Aszeten.

Einen ähnlichen Eindruck machte Kunzens: „Geistliches Gespräch.“ Franziskus sitzt lehrend auf der Steinbank vor der Klosterpforte. Zwei franziskanische Jünger, ganz originell aufgefasst sind Aug' und Ohr. Wiederum verklärt geheimnisvolles Licht das Ganze. Aber wiederum

wünschte ich Franziskus noch inniger, tiefer erfasst. Sind die Haarkronen der Franziskaner nicht allzu genau und kleinlich gezeichnet? Ich wünschte etwas von Sambergers Art in die Gestalten Kunzens hinein. Ich erinnere an die prachtvolle Studie zu einem Propheten, die Samberger in Düsseldorf ausgestellt hat. Oft aber hat Kunz eine so ansprechende Innerlichkeit in der Schilderung des franziskanischen Lebens, als hätte er Jörgensens franziskanisches Italien in Farben übersetzt. Noch zwei Franziskusbilder fesselten mich: Franziskus inmitten einer gedrängtesten Fülle von allerlei Tieren, segnet die Tiere. Rose Plehn-Lubochin hat's gemalt. In originellster Weise schildert derselbe Künstler den heiligen Franziskus, wie er im Hochwalde zwischen engen Stämmen dem Wolf von Gubbio begegnet, der ihm feierlich die Pfote reicht zum Abschlusse des berühmten Vertrages.

Malerisch schildert uns Feuerstein die heilige Odilia, innig, doch etwas zu formal. Vor Steinhausens Nacht- und Nebelbildern: Nikodemus — Moses vor dem Dornbusch, steht man lange sinnend. Der Künstler zwingt den Zuschauer, mit Nikodemus zu denken und Herrnworten zu lauschen. Es erinnerte mich diese Komposition wegen ihrer grossartigen Einfachheit an ein ähnliches Nikodemusbild von Thoma. Doch ergreift mich Steinhausens wunderbares Gedankenlauschen gegenüber dem Gottessohne noch mehr. Immerhin ist Christus und Nikodemus von Thoma die Lösung eines grossen Problems mit einfachen Mitteln. Wie markig heben sich die Köpfe auf dem Nachtgrunde ab, den feine, von einer

unsichtbaren Sonne ausgehende Lichtstrahlen durchwirken: das Licht ist in die Welt gekommen, und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht. . . Wer aber die Wahrheit tut, kommt zu dem Lichte. (Joh. 3.) Und wieder kamen mir im Ideenzusammenhange zwei Bilder Lauschender in den Sinn: Deschwandens prächtiges, diesmal auch kräftiges Emmausbild in der Kirche von Cham in der Schweiz und ein unvergessliches Gemälde im Giottostil in der Unterkirche von Assisi. Das Jesuskind, in wunderbarer Majestät auf Mariä Armen sitzend, lehrt seine eigene Mutter. — Nie habe ich heiliges Lauschen und Aufnehmen göttlicher Wahrheit wunderbarer geschildert gesehen als in diesem schlichten Bilde im Halbdüster der untersten Halle des Franziskusdomes: Maria bewahrte alle diese Worte und erwog sie in ihrem Herzen. Nie wurde dieses Schriftwort von einem Künstler tiefer ausgelegt: alle Züge in Mariens Antlitz empfangen, lauschen, trinken das göttliche Wort.

Ein Ausstellungsbesuch wirkt auf mich wie ein Totenerwecker. Lange schlummernde und schlafende Gedanken wachen auf.

Und dies geschah in Düsseldorf noch mehr denn sonst, da mir nur ein eiliger Gang und das vollere Geniessen nur ganz weniger Werke verstattet war.

Ein Werk Guntermanns rief mir dessen Meisterleistung: „Das himmlische Jerusalem“, in der hohen Kuppel des Münchener Ostfriedhofes in den Sinn, mit dem ganz einzigartigen Zusammenstimmen der Raum-,

Architektur- und Farbenverhältnisse zu den grossen, leuchtenden Ideen und der Eigenart des Gemäldes.

Bei den neuesten Franzosen in Düsseldorf, die dem Ueberrealismus den Rücken kehren, und bei den Primitivisten war vieles Ueberraschende zu lernen.

Hier sowohl, wie bei manchen Kirchenausstattungen der Ausstellung wurde ich ab und zu an Hodler erinnert. Hodler rettet die grosse Linie, den allgemeinen Rhythmus des Gefühls und des Körpers, Idee und grosse Allegorie aus dem zersetzenden Impressionismus und Pointillismus. Aber er verfällt in das andere Extrem. Er wird nicht selten manieriert, betont einseitig das Allgemeine, das Formale, das frostig Allegorische und eine Einfachheit, die in ihrer Uebertreibung selbst wieder geziert wird. Ich kann Hodlers: „Nackte Wahrheit", vor der die Menschen fliehen, aufhüpfen, sich wie toll gebärden, als einen grossen Künstlergedanken verstehen, namentlich, wenn Hodler auch die Kraft hätte, die Gegenseite der Wahrheit: ihre Schönheit, ihre befreiende Macht, ihren wunderbaren Innenbesitz, ihre Lebensfülle zu schildern. Aber Hodlers: „Heilige Stunde", die ich auf der Heimreise im Glaspalast zu München sah, ist mir unbegreiflich, die Manieriertheit in der dritten Potenz. Auch die landschaftlichen Hintergründe werden allmählich bei ihm in einem solchen Grade rein dekorativ, dass ganze Gemälde sich wie Plakate ausnehmen. Da erscheint mir denn Böcklins allegorisches „Schweigen im Walde" — wo die Jungfrau durch enggedrängte Reihen von Hochwaldstämmen, zwischen denen nur

von ferne einige Goldlichter durchblitzen, auf dem geheimnisvollen Einhorntier in sich gekehrt in heiliger Majestät dahinreitet — eine viel erhabenere Sprache zu sprechen als Hodler. Von dieser neuen Art der typischen und psychologischen Allegorie aber könnte auch die religiöse Kunst angeregt werden.

Dann brauchte es einen neuen, modernen Führich, der etwas von Hodler- und Böcklinart in sich hätte.

Auch wer nur rasch die Ausstellung durchwandern und bloss ganz Weniges eingehender beurteilen und geniessen kann, wird doch bei den Franzosen und Belgiern etwas länger weilen. Auch hier entdeckt man wieder eine Tatsache, die uns schon einmal in Köln lebhaft ins Bewusstsein getreten ist: die Franzosen sind erste Pfadsucher — und Pfadfinder. War dies hinsichtlich der ganzen neueren Malerei der Fall, so wiederholt es sich auch hinsichtlich der allerneuesten christlichen. Puis de Chavannes kehrt dem modernen Realismus den Rücken und wendet sich, nicht ohne von ihm gelernt zu haben, einer neuen einfachen, primitiven Monumentalmalerei von überraschender Schlichtheit zu. Und doch bleibt er modern. Es ist etwas von alter Stilkunst, etwas von Cornelius-Zeichnung, Corneliusschem Farbenverzicht und Farbenunvermögen und etwas ganz Modernes darin. Mir ist es nicht Ideal. Ich empfinde manches als zu einseitige Reaktion. Aber es handelt sich um ein neues Pfadsuchen. Es waren Kartons von Puis de Chavannes für die zweite Serie seines Genovevenzyklus im Pantheon zu Paris (einst

St-Geneviève) in Düsseldorf ausgestellt. Denis ist ihm innerlich verwandt. Auch er ist ein Verzichtleister, ein Rückkehrender zum monumental Einfachen — aber in Farbenherrlichkeit und doch wieder mit Verzichten. Ich nenne: Die heilige Jungfrau in der Schule — und: Anbetung der heiligen drei Könige. Odilon Redon schreitet noch weiter auf der primitivistischen Bahn: aber löst er nicht fast alles in Duft auf? Hier droht eine einseitige, überduftige Romantik! Daneben gibt es auch noch in Frankreich und Belgien einerseits ausgesprochene Nazarener und andererseits Ueberrealisten unter den christlichen Künstlern. Zu letztern gehören Delacroix und Eugène Bournaud.

Lange arbeiteten die Eindrücke bei den neuesten Franzosen in meiner Seele nach.

Die Beuroner haben eine innere Verwandtschaft mit ihnen. Sie sind aber tiefer, inniger. Es strömt hier mehr aus der christlichen Seele: es ist eine voll echte, primitive Kunst. Umgekehrt haben die französischen Bahnbrecher weniger Schablonenhaftes, Gebundenes.

Auch in den deutschen Kartons für Kirchenausmalungen und in einigen voll ausgestatteten Kirchen-Interieurs der Ausstellung sieht man neue Wege sich ankünden.

Ich beschränkte mich, einige Gesamteindrücke aus dem Gebiete der Malerei wiederzugeben, so wie ich sie in Düsseldorf aufnahm und dann verarbeitete.

Das Gebiet der Plastik auch nur flüchtig zu überschauen, war mir unmöglich.

Was der christlichen Kunst not tut, ist ein Versenken ins volle Christentum, ein Durchleben desselben im vollen Sinne des Wortes. Die katholischen Künstler mögen sich vom sensus catholicus freudig und ganz erfassen lassen. Die leuchtenden Dogmen und Lehren der Kirche sollen sie durchstrahlen. Vor allem mögen sie die Religion in der Bibel in Fleisch und Blut, in Farbe und Leben als Geschichte und als ein unter uns Fortlebendes erfassen. Die wunderbare Geistes-, Kraft- und Schönheitsfülle der Liturgie sei ihnen ein Lebensborn. Und welche Verbindungen des Idealismus und Realismus weist nicht die Kirchengeschichte auf! Auch die Theologie und die religiösen Schriftsteller haben diesbezüglich eine grosse Aufgabe. In mannigfacher Hinsicht bleiben hier die Nazarener ein unsterbliches persönliches Vorbild. Die kultische Kunst darf auch die zwei grossen Forderungen des Tridentinums nicht aus den Augen verlieren: Belehrung und Erbauung in schöpferisch-künstlerischer Art.

Gerade wenn sich der Künstler in die religiösen Stoffe vertieft, wenn er sie religiös und ästhetisch erlebt, — dann gewinnt er für deren schöpferische Gestaltung eine grosse Freiheit.

Es gibt eine heilige Tradition der christlichen Kunst, — aber nicht ein Eisenbahngeleise. Wir sind in einer Zeit fruchtbarer Uebergänge. Man lasse also den christlichen Künstlern Raum und Recht, in neuen Sprachen zu reden. Man fördere sogar die neuen Zungen. Und ohne gewisse Einseitigkeiten und Ueber-

bietungen bricht sich nun einmal keine neue Kunst die sichere Bahn.

Wenn die Senfkörner und der Sauerteig der Religion im Leben der Künstler nachhaltig wirken, — wenn die katholischen Künstler sich in die katholische Wahrheit und in das katholische Leben vertiefen, — wenn sie aus dem Jungbrunnen der Bibel und der Liturgie mehr und noch viel mehr als bisher trinken —: um so ausgiebiger und sicherer werden sie von der Freiheit sieghaft Gebrauch machen. Auch handelt es sich hinsichtlich der Bibel nicht bloss um archäologische Fragen und Literatur, sondern um den Geist des grossen Buches, und ab und zu auch um katholische Bibelliteratur, die erst an den Felsen schlägt, damit neue lebendige Wasser sprudeln.

Warum sollten unsere Künstler nicht auch leuchtende Ideen für grosse Werke aus kirchlichen Kreisen und von dazu veranlagten Auftraggebern empfangen? Ich erinnere an die Päpste und Künstler der besten Renaissance. Ich dachte an eben diese Tatsache unter der Kuppel der Apostelkirche zu Köln.

Aber man vergesse nicht, dass Idee und Stoffe im Künstler zum eigenen innern, religiösen und ästhetischen Erlebnis werden müssen.

Man erlebt und durchlebt aber nicht auf Kommando.

Darum falle man auch nicht vor jedem wagemutigen Neuen gleich in Ohnmacht und Krämpfe, wenn es religiös gross gedacht und innerlich empfunden war, wenn

es das Volk erbauen oder allmählich zu tieferem Erfassen erziehen kann. Der weise Hausvater im Reiche Gottes holt aus seinem Schatze nach einem unsterblichen Heilandsworte: Neues und Altes!

Die „Gesellschaft für christliche Kunst G. m. b. H." in Verbindung mit der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" hat in dieser Hinsicht bereits eine vorzügliche Wirksamkeit entfaltet und sie wird, wie mir scheint, unter glücklichen Aussichten neue Taten wagen.

So stand ich auch in der Düsseldorfer Kunsthalle wieder mitten unter den grundsätzlichen Gedanken des Literaturstreites. Niemand entgeht ihnen, der tiefer denkt und fühlt.

Ich schied von der christlichen Kunstausstellung.

— — — — — — — —

So wanderte ich denkend, fühlend, suchend, lernend, kritisierend auch durch die profane Ausstellung mit ihren vielen überraschenden Einzelheiten, Neuheiten, Schönheiten, Manieriertheiten. Leider war die Zeit sehr kurz.

Mich reizte die profane Ausstellung zu einer kurzen Repetition der Geschichte der neuesten Malerei. Ich fand dabei die klaren und doch nicht schablonenhaft gezeichneten Charakteristiken der modernen Richtungen durch P. A. Kuhn immer wieder bestätigt.

Wenn ich eine Aufschrift über die gesamte Ausstellung setzen dürfte, so würde ich schreiben: Suchende Ringende, sich Losringende! Irgendwie voll befriedigt verliess ich den Kunsttempel nicht.

Wie war es mir hochinteressant, auf der Heimreise und noch mehr im Spätherbst die Münchener internationale Ausstellung im Glaspalast mit den Düsseldorfer Eindrücken zu vergleichen, zumal ich dort dafür Zeit und Raum und Ruhe fand. Davon ein andermal.

XIX. Eilende Fahrten.

Der Abendzug trug mich noch rheinaufwärts nach Koblenz.

Verklärte Burgen im Abendrot. Merkwürdige Schattenschläge über Weinberge und Felsenhügel. Die sinkende Sonne verwandelt den Rhein in einen Goldstrom. Nacht ward's. Der Mond schüttet flüssiges Silber in den Rhein.

In Koblenz war eine kleine Pause verstattet. Zittert nicht die Luft noch vom gestrigen Meinungsaustausch der Zentrumsmänner zu Koblenz: es war dort ein Geisterkampf im eigenen Lager, aber auch ein Kraftbeweis, dass offener Gedankenwechsel das Zentrum nicht stürzt, dass die Kritik nach scharfen Wellenschlägen es vielmehr eint, dass alle sich wieder finden.

Limburg schlief den ersten Schlaf, als ich in mein Gasthaus eintrat.

Ein Zufall entdeckte mich als Verfasser der „Wartburgfahrten", und eine heimelige Unterredung mit dem Domorganisten von Erfurt und einem schwäbischen Geistlichen zog sich bis gegen Mitternacht.

In der Morgenfrühe stand ich auf hohem Fels vor Limburgs siebentürmigem Prachtdom. Ich wüsste nicht, wo sich der hochfeierliche Ernst der gewaltigsten Machtromanik wunderbarer mit dem Stile der Natur verbunden hätte, ohne dass die Uebermacht der Naturherrlichkeit das Menschenwerk erdrückt.

Eilzugfahrt ohne Ende. Das fliegt und saust und braust und flieht durchs liebliche Lahngelände, durch die Ebenen von Bebra, stundenlang, taglang, — ohne dass man dem Kutscher „Vorwärts!“ rufen muss. Ich traf auf dieser Fahrt allüberall Bekannte.

Beim dämmernden Abend eilte der Zug — an der Wartburg vorbei.

Ein Gruss.

Ich grüsse auch Erfurt zum zweiten Mal.

Weimar.

Im Gasthaus „Hohenzollern“, einem wahren Ideal eines bessern bürgerlichen Hauses, kehrte ich ein.

Der Morgenfrühzug trug mich, weisem Rate von Weimarer Herren folgend, nach Illmenau — ins „anmutige Tal“.

Ich stieg auf den Kickelhahn. Ich trank in vollen Zügen Thüringens kräftige Waldluft.

Vor Gœthes Bretterhütte sass ich lange, lange.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
Ueber allen Wipfeln
Suchest du
Umsonst einen Hauch.

Vom Aussichtsturm hab' ich wieder mit vollen Blicken Wald getrunken, Thüringerwald mit seinen unermesslichen Hügeln.

Doch das sind Wartburgwege, Wartburgfahrten.

Noch mehr gilt das von meinem Weimarer Aufenthalt und seinen vielen unvergesslichen Eindrücken.

Der Eilzug am Freitag Morgen entraffte mich dem Herzgau Deutschlands.

Keuchend erstieg das Dampfross mit gewaltiger Wagenlast die Höhe des Thüringerwaldes.

Bergluft!

Alpengegend!

Und nun hinab ins fröhliche Maintal.

Alte Bilder tauchen auf.

Lichtenfels.

Vierzehnheiligen.

Heiliger Veit vom Staffelstein.

Bamberg, — Nürnberg, — Ingolstadt! Kaum gegrüsst, gemieden.

München — München!

Eine Abendfahrt durch die Stadt.

Eine Morgenunterredung, von der ich schon sprach.

Der mittägliche Eilzug trägt mich nach Lindau. — St. Gallen, — Winterthur, — Zürich.

Abends 11 Uhr kehrte ich im „Storchen" zu Schönenwerd ein.

Durch einen lebenspendenden Augustmorgen wandere ich nach Gretzenbach.

Während der Messfeier, die den Priester überall auf seinen Reisen erhebend und stärkend begleitet, predigte ich erst den Kindern in der schönen Dorfkirche und dann dem Volke zur Primizfeier von einem Grossfeste Christi zu Köln und von einem Grossfeste Christi in jeder kleinsten Gemeinde bei einer Primiz und bei jedem Sonntagsgottesdienst.

So durfte ich die Wellen der Grosstage von Köln hineinleiten in die Volksseele, in die breiten, schlichten Kreise unseres lieben Schweizervolkes.

Und Tausende von Priestern werden mit mir ihre Gedanken und Eindrücke heimtragen und hineintragen in die Völker, die sie weiden.

So lebt der Kölnerkongress fort.

Fort leben die Worte Christi, der uns versichert: dass er die Eucharistie eingesetzt habe, „damit wir seinetwegen leben". — „Und ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es haben überreich."

Und der nach Rom heimkehrende Kardinal und die Schar der zurückkehrenden Bischöfe und die Gebildeten und die Volksmassen, welche die heiligen Wellen von Köln berührt haben oder noch berühren werden, sammeln sich um die eine Tatsache und in der einen Kraft: Ein Brot sind wir, — Ein Leib, die vielen, die wir an dem Einen Brote teilnehmen.

* * *

Christus, — das war der wunderbare Grundakkord, in den endlich alle Erlebnisse dieser einzigen Reise in mir zusammenstimmten.

Und noch ein Einklang tönt als Echo der Reise harmonisch in meiner Seele nach: Christus und christliche Kultur, — Verbindung von Religion und irdischem Fortschritt.

Und wenn nun der Katholik schöpferisch sich an der modernen Kulturarbeit beteiligt, — dann setze er seine beste Kraft, sein ganzes Ich, seine volle Persönlichkeit ein.

Nie aber lebe er dem W a h n: als ob Abschwächung des Glaubens, Flucht gegenüber der kirchlichen Autorität, Verwässerung des sensus catholicus, Pflege eines verschwommenen Ueberkonfessionalismus und Internationalismus Förderungsmittel einer kulturellen Zusammenarbeit wären.

Rein und voll erklinge der katholische Akkord.

Man übersehe auch die furchtbar ernsten Schattenseiten unserer Zeit nicht.

Man erinnere sich, dass Jesus uns vor falschen Propheten und falschen Christussen warnt — und uns an den vollen g e s c h i c h t l i c h e n C h r i s t u s, an die Tage des Menschensohnes und des Gottmenschen, an den in der Eucharistie und der Kirche fortlebenden Heiland weist. Gegenüber einer Zeit, die vielfach die gesunde Lehre nicht erträgt und sich Lehrer über Lehrer häuft, welche die Ohren kitzeln, — gilt es, das Werk eines Evangelisten zu tun. Auch das ist neben der ersten religiösen Pflicht zugleich schon Kulturarbeit für das Ganze.

Auf diesem festen Boden, in dieser gesunden Luft, in diesem goldenen Lichte der ganzen katholischen Fülle gedeiht nun auch die echte Irenik.

Jetzt finden Talent, Gabe, Genialität und vor allem die Liebe tausend Anknüpfungspunkte in der gesamten Menschheit: jetzt versteht der Katholik auch die Lichtseiten unserer Zeit, ihr Heimweh und ihr Ringen. Er weiss aber auch zwischen Gold und Flittergold, zwischen Gold und Schlacken zu unterscheiden. Gerade den Lichtseiten und dem Heimweh der Zeit gegenüber besitzt die Kirche und besitzt der einzelne Katholik, der es im Vollsinne des Wortes ist, Kräfte und Gaben, die niemand in der Welt in dieser Fülle bietet.

So kehrten meine Reiseerlebnisse wieder in die Gedanken der „Wartburgfahrten“ zurück.

Als voller Christ und auch als ganzer Mensch tritt der Katholik arbeitend, mitarbeitend oder schöpferisch auf die ungezählten Gebiete des Kulturlebens, — in heiliger Freiheit: die Wahrheit, die ihn bindet, befreit ihn auch.

Jeder Wahrheitssucher, jeder Vaterlandsfreund, jeder Kulturmensch, ja selbst jeder Gegner weiss nun, woran er ist: wenn sich in ungezählten katholischen Persönlichkeiten der volle katholische Glaube, das blühende katholische Leben harmonisch mit Beruf, Wissenschaft, Humanität, Kunst und Kultur mit nationaler und allgemein sozialer Zusammenarbeit im Verein mit den verschiedensten, nahe- und fernestehenden Kreisen verbinden. Weit entfernt, dass die ausgeprägt katholi-

schen Persönlichkeiten die Zusammenarbeit stören, tragen sie — auch rein kulturell betrachtet — etwas eigenartig Geprägtes, Lebensfrisches und Hochwertiges in die nationale Arbeit ein. Es freut mich gerade in den Tagen, da ich dieses niederschreibe, aus verschiedenartigsten Kreisen lebhafte Zustimmung zu derartigen Aussprachen zu erhalten.

Gerade volle, ganze Persönlichkeiten verstehen sich schliesslich, bei allen grundsätzlichen Gegensätzen, doch in der Zusammenarbeit für hohe Zwecke am besten. Wie innige Beziehungen können sich gerade so zwischen Katholiken und edelsten Protestanten bilden! —

Das volle, ungeschwächte Christentum ist auch die innerlichste Freundin alles echt Menschlichen.

Wo religiöse und kulturelle Vertiefung sich begegnen, beginnen die grossen kulturellen Aufstiege.

So klang mir in stillen Stunden die Reise nach. Ja gerade auf Reisen erlebt man in einem gewissen Sinne nicht nur äussere Geschehnisse, sondern seine eigene Gottes- und Weltanschauung aufs neue.

So geschah mir auf der Kölnerfahrt.

Ein Gedanke leuchtete mir wie ein Morgenstern aus allen andern.

Schon das religiöse Leben und Wirken an sich ist — wenn man das viel gebrauchte und auch viel missbrauchte Wort im Vollsinne anwenden will — eine Kulturarbeit ersten Ranges.

Gerade die Tage von Köln waren — auch allgemein menschlich gesprochen — das Bild einer erstklassigen

grossen Volkskultur und Volkskunst. Ich erinnerte mich lebhaft an einen schönen Gedanken Kraliks über die künstlerisch-kulturelle Seite des kathol. Gottesdienstes.

Und dies ist gerade dann der Fall: wenn man das katholische Leben in erster Linie als ein voll und ungeschwächt religiöses auf Grund der Offenbarung und nicht als eine vorübergehende Kulturerscheinung wertet.

Welch herrliche Aufgabe, mitten in unserer Zeit zu wirken und für sie zu wirken!

Das sendende Wort an alle Arbeiter aber lautet wie einst an den Propheten: Ich habe dich entboten, auf dass du niederreissest und zerstörest, — aufbauest und pflanzest.

Berichtigung.

Seite 61, 7. Zeile von unten lies: Sixtus IV. statt Paul IV.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
I.	Eilende Fahrten	3
II.	Frankfurt. Im Städelschen Museum. Der Literaturstreit	8
III.	Frankfurtererlebnisse. Verschiedenartige Frankfurterbilder	43
IV.	Im Kaiserdom	47
V.	Erfurt	55
VI.	Nach Köln	66
VII.	Des päpstlichen Delegaten Rheinfahrt zum eucharistischen Kongress in Köln	74
VIII.	Die eucharistische Woche in Köln	94
IX.	Kreuz und quer durch Köln	111
X.	Der Dom	113
XI.	Gross St. Martin	116
XII.	St. Gereon	118
XIII.	Die alte und neue Herrlichkeit der Apostelkirche	119
XIV.	Ein Neues	132
XV.	Tantum ergo sacramentum veneremur cernui	143
XVI.	Unvergesslich	151
XVII.	Echo	159
XVIII.	Düsseldorf	178
XIX.	Eilende Fahrten	200

„Für ein solches Buch gibt es keine Grenzen."

Neue Zürcher Nachrichten.

Professor A. Meyenberg

Wartburgfahrten

Wanderbücher aus Innen- und Aussenwelt.

456 Seiten. Illustriert. Farbiges Titelbild.
Geb. in Prachtband Fr. **7.90**, Mk. **6.50**.

Press-Stimmen.

„. . . . Darum ist alles in diesem Buche Gegenwart, weil tiefinneres Erlebnis, auch die Blätter aus der Vergangenheit sind durchzogen von Gegenwartsfragen und ihren Lösungen, und das Ganze steigt empor auf dem Fundament einer grossen festen Gottes- und Weltauffassung, in deren Licht alle Probleme gerückt, an deren Masstab sie alle entfaltet werden.

Zunächst geht die Fahrt in die stille Burg, auf dem Hintergrund strahlt ihre Kultur- und Religionsherrlichkeit, Eisenach und Umgebung, die Wartburg äusserlich und innerlich, Luther und sein Biograph Denifle, Protestantismus und Katholizismus, Viktor von Scheffel, M. von Schwind, Richard Wagner und sein Tannhäuser, Lienhard als Wartburgschilderer, Literaturprobleme der Gegenwart, Licht und Schattenseiten der Moderne, Kulturmüdigkeit und Kulturfreudigkeit, das sind Gedankengruppen, denen die immer neu quellenden Ideen Ms. einen stets hochinteressanten Ausdruck verleihen.

„. . . . In der schönen Form die schöne Seele», ein neues Problem. dem der grössere Teil des Buches, Auf den Zinnen des Burgfried gewidmet ist. Ausgehend von den Aeusserungen der Dichterfürsten über „die schöne Seele", denen er geistreich diejenigen eines Ignatius von Loyola aus seinem Exerzitienbuch gegenüber stellt, beleuchtet M. gründlich, allseitig, im Anschluss an den Gang der Ignatianischen Exerzitien „die planvolle Erziehung der schönen Seele", die rastlose Arbeit des Christenlebens an sich selbst, den Weg der Reinigung, Erleuchtung und wahre, rechte Künstlerfahrt, die das Christentum als ernste Lebensarbeit und Gottesgabe, uns als unsere Aufgaben auffassen lehrt. In diesen interessanten Partien stehen die Aufführungen über die Person und das Werk Christi besonders hoch; man merkt es der warmen begeisterten Sprache und der Entfaltung seiner reichen Ideen an, welch ein Bedürfnis es dem Verfasser ist, weitesten Kreisen das wahre Christusbild zu zeigen und es in den Kampf der modernen Welt als Friedensbild hineinzustellen. . . . Gegen den Schluss hin hält M. Ausschau, von der Wartburg eilen die Gedanken zum Odilienberg im Elsass, wie sie zuvor schon zum schweizerischen Rigi gewandert waren und in „Intimen Stunden der Natur", die zum schönsten des ganzen Buches gehören, der Herrlichkeit Gottes in seiner Hochwelt gelauscht hatten. Das alles muss man sinnend nachlesen und mit erleben, dann aus-

und durchdenken, nur so verkostet sich der ganze Gehalt dieser farbenprächtigen ideenreichen Weihnachtsgabe des in Deutschland mit allem Recht überaus hoch geschätzten Schweizertheologen. „Kölnische Volkszeitung."

„Es traten ihm die Einblicke in die Wartburg, die dortigen Stunden und Erlebnisse mit Altem und Neuem, mit Erinnerungen und Ausblicken, mit religiösen wissenschaftlichen, ästhetischen, sozialen und allgemein kulturellen Gedanken in ein grosses, unauslöschliches Gesamtbild zusammen, das ihn immer wieder innerlich beschäftigte und das ebenso mächtig nach Aussprache drängte. Der Zentralgedanke aber, in dem sich wie in einem Brennpunkte alle die auf blitzenden Ideen und Intuitionen sammeln, ist die Harmonie von **Religion und Kultur.** Wenn irgend ein Fleck Erde, so ist gerade die Wartburg geeignet zum Ausgangspunkte solcher Fahrten in die äussere und innere Welt zu dienen da sie durch ihre mittelalterliche und neuere Geschichte gewissermassen zu einem Symbol und Mittelpunkt wird, in dem sich religiöse, kulturelle, literar historische Gedankenkreise begegnen und durchdringen.

. . . . Erfrischend weht über das ganze schöne Buch ein Geist christliche Hoffnung und Zuversicht." „Wiener Vaterland."

„. . . . Das Buch ist in Idee, Ausführung und Sprache ganz des Autors hochbegabte, vielseitige Persönlichkeit, die darin um so wirkungsvoller hervor tritt, weil es eine zwanglose Aussprache über das gesamte Kulturgebiet bildet. Gleichwohl ist eine äussere und innere Einheit geschaffen. Die Umschau findet auf der Wartburg statt, wo so vielgestaltige Hochströmungen des Mittelalters und der Neuzeit zusammenflossen und wieder ausgingen, wo das stahlklingende Turnier und der minnigliche Sängerkrieg gehalten wurden, wo eine hl. Elisabeth und ein Luther lebten. Die reichen Eindrücke dieser Stätte werden zusammengefasst, beurteilt und geklärt im Problem von der schönen Seele, mit dem sich die grossen Dichter und Denker so gern beschäftigten. In dieser Weise löst Meyenberg auf schöner Burg das Problem der schönen Seele und bietet dadurch eine Fülle zeitgemässer Orientierungen für Glauben und Wissen, für Schaffen und Leben, entrollt stille und entzückende Bilder aus Natur, Kunst und Geschichte, mit grosszügiger Gesamtauffassung und sorgfältiger Detailschilderung und fortwährender geschickter Zusammenfassung unter die Centralidee. So finden die aktuellsten Lebensfragen eine grundsätzliche Erledigung und eine willkommene Anwendung auf die praktischen Verhältnisse. Es ist ein im besten Sinne modernes Buch, das Verstandesklarheit und Gemütswärme glücklich verbindet und jenes feingesinnte Fühlen für das Geziemende und Ertragbare bekundet, welches auch Getrennte und Gegner zu gewinnen vermag. Die Sprache immer gewählt, erhebt sich oft zu hoher Pracht, zumal in den „Intimen Stunden der Natur." „Osnabrücker Volkszeitung."

„. . . . Keine bemerkenswerte Einzelheit (aus der Kulturgeschichte) lässt sich der ebenso kritische wie liebevolle Beurteiler entgehen, um so von der Burg der Schönheitsfragen im Reiche der Natur, der Kunst, der Seele, von der Burg der Bibelfragen Ausblicke zu tun in Vergangenheit und Gegenwart. Mag er nun versöhnend orientieren über zeitgemässe Fragen der Literatur, wie sie Lienhart, Kralik, P. Expeditus Schmidt, Muth vom Hochland aufgeworfen haben betreff der Wertung der Literatur von den Katholiken und für die Katholiken oder mag M. zeigen, wie sehr unsere Geisteshelden Göthe, Schiller, Richard Wagner mit ihrem Wirken gipfeln in der Sehnsucht nach einer verlorenen Kultur. Oder mag er uns zeigen, wie Ignatius, dem das Unglück Anlass zu Selbstbesinnung und innern Einkehr wurde, den Weg in dem Exerzitienbüchlein uns wies für die Erziehung der schönen Seele." „Hannover'sche Volkszeitung."

„Meyenberg hat das Problem (von der schönen Seele) in einer wunderbaren Vielseitigkeit erwogen. Er steigt von der Wartburg nieder und im ge

heimnissvollen Spielen der Abendlichter fasst er alles noch einmal zusammen. Der Tag verirrt sich in die dunkle Nacht. In der Brust aber ists helle, als ständen die Lichtgarben des **einen** wundervollen Tages in Brand, als leuchtete das eine grosse Problem, das Poblem von der schönen Seele. — „Darf ich beim frühen Morgenstrahl zur Wald- und Weltfahrt laden?“ klingen fragend Ms. Wartburgfahrten aus, und ich sehe tausend und tausend Hände dankbar für die ersehnte Frage und mit glückvoller Hoffnung auf das Kommende, dem Fragenden sich entgegenstrecken.

Und wer sollte dem Autor eines solchen Werkes nicht danken, wer nicht dem Verlage, der ein so grosses Zeit- und Lebensbuch in ein gediegenes Kleid gelegt? . . . . Für ein solches Buch gibt es keine Grenzen, es muss weiter und weiter dringen mit der naturnotwendigen Werbekraft seines souveränen Geistes und seiner packenden, genialen Ideen. Es gehört in die Bibliothek eines jeden gebildeten Katholiken, sei er Priester oder Laie, in die Hand eines jeden Mannes, einer jeden Frau. Jeder schöpft aus ihm erfrischendes Quellwasser für Geist und Seele.

Aber auch in der Bibliothek eines jeden Studierenden und Gebildeten nicht katholischer Konfession sollte man Ms. Buch finden. Gerade für sie eignet es sich, wie die Grosszahl der Ms.'schen Schriften überhaupt, wie kein zweites Buch, um über unsere Weltanschauung zu orientieren; prägnant, gründlich und grosszügig. Es hat allen grosses, Machtvolles und Tiefes zu sagen und es müsste einer schon jeder edlen und emportragenden Bewegung des Geistes fremd gegenüber stehen, für gewaltige seelische Erhebungen und Eindrücke unempfindlich sein, wenn er nicht immer und immer wieder zu dem hervorragenden Buche griffe, um stets neue Blicke in Gottes Natur und Seelenwelten zu tun. . .“

„Neue Zürcher Nachrichten.“

„. . . . Im Verlaufe des Buches selbst führt der Verfasser diesen Gedanken, dass sich auf der Wartburg alte und neue Zeit, Religion und Kultur, diese im weitesten Sinne erleben lässt, noch näher aus. . . . Mittelalter auf der Wartburg. . . . Reformationszeit auf der Wartburg. . . . Klassizismus mit Schiller und Göthe auf der Wartburghöhe oder in der Wartburgnähe. . . . Neu erstehende Romantik auf der Wartburg. . . . Einzug der Neuzeit in die Wartburg . . . So flutet es durch das Buch. Ueberall Geisteskampf. Sozusagen an keinem der Kämpfe der alten und der neuen Zeit geht der Verfasser vorbei. Ueberall hat er ein kritisches, oft aufklärendes, bald mildes, bald strenges, immer aber entschiedenes und entscheidendes Wort. Immer ein autoritatives Wort, das nicht nur aus einem universellen Wissen strömt, sondern auch aufgebaut ist auf Ewigkeitsgrund, Religion, Leben, Kunst und Kultur, in dieser Harmonie erklingt das Buch und klingt es aus . . . . . Das ist der Centralgedanke: Einheit der Religion und Kultur, einst, jetzt und in aller Zukunft. . . . . Burgfahrt — wir fahren ein in die Burg, durch die Elisabethenstadt Eisenach nach der Elisabethenburg. Wir lassen uns führen durch die Geschichte der Burg und der Heiligen, durch die Lutherstube, die Elisabethengallerie. die Kemenate der hl. Elisabeth und folgen dem Verfasser auf den Burgfried. Die Burgfahrt wird nun zur Fahrt in das Geistesproblem von der schönen Seele, aus der schönes, edles Leben und die schöne Kunst geboren wird. „Schöneres finde ich nicht, so lang ich wähle — als in der schönen Form die schöne Seele“, sang Schiller. In der Weiterentwicklung dieses „Kultur- und Literaturproblems“ weist sich Meyenberg über eine staunenswerte Göthe- und Schillerkenntnis aus. . . . . Der Verfasser schreitet in einem Gedankengang über die schöne Seele einen Schritt weiter. Der Begriff der schönen Seele erscheint voll nur in der christlich-schönen Seele mit andern Worten: die Lebenskunst der schönen Seele muss im Christentum begründet sein. Und nun tritt zwischen Göthe, Schiller und die Neuzeit der christliche, ernste, aber menschen- und kultur-

freundliche Mensch der tiefsten Innerlichkeit, der Aszet. M. wählt Ignatius von Loyola, weil dieser Aszet die Erziehung der schönen Seele in einen grossen Plan zusammengefasst. . . . . .

Eine „Fahrt ins Mittelalter" führt uns nun in die Zeit der hl. Elisabeth zurück. M. malt ein Mosaikbild: Die Zeit der hl. Elisabeth und Innozens III, in der besonders strahlend die liebe Gestalt des Poverello von Assisi sich abhebt. Ein nächster Abschnitt schildert uns „eine Lösung der Menschheitsprobleme", weit herrlicher, als sie Dichtergeist und Dichterwort zu bieten vermögen — eine Lösung in Fleisch und Blut und in allen Farben der Wirklichkeit —: Elisabeth, die schöne Seele, ein ganz herrliches Kapitel, in dem die dem Buche beigegebenen Bilder Schwindts aus der Wartburg eigentlich Leuchtkraft bekommen. . . . . .

Durch den „Stromlauf und die Stromengen eines schönen Lebens" (der hl. Elisabeth), wo wieder die tiefsten Fragen des Frauenlebens ihre Beantwortung finden, fahren wir aus der Burg und jetzt bedeutet der „Auszug" Abschied auch den Abschied von dem Buch, das in so genialer Weise in ihrem stillen Ewigkeitsfrieden erdacht wurde. . . .

Je mehr wir in dem Buche fortschreiten, in dem Goldader an Goldader liegt, und zu weiterm Vordringen einladet, desto mehr kommt uns zum Bewusstsein, dass alle die modernen Probleme, für die man die Schlagworte „Recht der Persönlichkeit", „Persönlichkeitskultur", „Schönheitskultur" geprägt hat, ihre Lösung nicht etwa nur theologisch, sondern auch ästhetisch; literarisch, künstlerisch, in der „schönen Seele" finden. Sie vereinigt all das Sehnen der Menschen in sich, die hungernd nach dem absolut Schönen immer neue Worte bilden, und damit nur das Alte wieder schreiben, das Uralte, das Ewige, weil es die Sprache der nie sterbenden Seele ist: „Die schöne Seele ist sich Ziel, höheres Leben und Lohn"

Diese Ueberzeugung ist dem dankenden und ringenden edlen Geiste imannent, aber er findet nicht die Worte und nicht die Deduktionen. M. hat sie uns gegeben in seiner Wartburgfahrt mit ihren Centralgedanken der Kultur der Harmonie von Religion und Kultur, Reinheit und Schönheit. Mögen sie tausende leiten, höher und immer höher zu steigen, damit sie nach der Lektüre des Buches oder noch besser am Ende ihres Lebens, mit dem Verfasser sich sagen können: „Hoch und sieghaft ragt in nächtliches Dunkel die feste Burg, das Bollwerk der Natur, Kultur, Kunst, Religion in Harmonie gebaut." — Wie hatte mir heute die volle christliche Gottes- und Weltanschauung sieghaft in ihr geleuchtet! —

Räber & Cie., haben dem Buche, das so recht ein **Buch für die Gebildeten aller Stände ist,** durch reichen Bilderschmuck, die vornehme typographische Ausstattung und den geschmackvollen Einband eine vorzügliche Empfehlung geschaffen."

Luzern, „Vaterland."

„. . . . Tausenden werden die „Wartburgfahrten" des berühmten schweizerischen Kanzelredners zur innern Erhebung und Festigung und wahrlich nicht wenigen auch zu einer gerechtern Würdigung katholischen Denkens und Fühlens gereichen. Es ist der Geist goldlauterster Katholizität, der uns aus den „Wartburgfahrten" erquickend und kräftigend wie die lebenspendende Luft der Berge entgegenweht, eine Weite und Tiefgründigkeit der Lebensanschauung, die wahrhaft bewundernswürdig erscheint."

„Dichterstimmen."

„. . . . Es ist ein Buch für Erholungsstunden, geschrieben mit jener warmen Empfindung für das Hohe und Ideale, die uns stets zu erheben im Stande ist. Die treffliche Ausstattung des Werkes mit dem schönen Druck und den Illustrationen lässt nichts zu wünschen übrig.

„Monatsbote, Anzeigeblatt für die kathol. Geistlichkeit."

„. . . . Möge das schöne Buch viel Segen stiften, namentlich auch in jenen Kreisen, die gern die katholische Weltanschauung kennen lernen möchten, es aber nicht über sich bringen, ein trockenes Lehrbuch oder gar ein asketisches Buch zu diesem Zwecke einzusehen. Hier finden sie in geistvoller Weise das katholische Lebensideal von einem gottbegnadeten Apologeten glänzend zusammengefasst, von einem Manne, der die moderne Zeit versteht und das was sie Gutes hat, gern noch veredeln und weiterbauen möchte."

„Liter. Handweiser", Münster i. W.

„Immer neue Gedankenquellen ergiessen sich dem Verfasser aus dem unversiegbar reichen Quell der Idee von der schönen Seele. Er studiert über das Fundament, auf dem ihr Dasein einzig und allein sicher ruht, und er findet es in den Grundwahrheiten, welche der hl. Ignatius von Loyola an der Spitze seiner „Geistlichen Uebungen" stellt. Wie vollzieht sich die Reinigung der Seele, wie gedeiht ihr Hochwuchs, wie enfaltet sie sich im Sonnenschein der göttlichen Erleuchtungen, wie strebt sie dem Himmel zu, um von Stufe zu Stufe sich erhebend ihre letzte Bestimmung, die Vereinigung mit Gott, zu erreichen, das sind die eindringenden, ernsten, entscheidenden Fragen, welche den Verfasser beschäftigen und auf die er in ebenso schönen als warmgefühlten Worten sich selbst und jedem redlich denkenden Menschen Aufschluss zu geben sucht."

„Wiener Vaterland."

„Ein Werk, so herrlich schön, interessant und poesievoll geschrieben, dass man es am liebsten in einem Zuge von Anfang bis Ende lesen möchte. . . ."

„Landbote von Vorarlberg."

„. . . . Ein schönes Buch lässt man sich immer gern gefallen. Zumal, wenn es so entzückend von der Wartburg erzählt und unter diesem Symbol die tiefsten Probleme der Seelenkultur so originell behandelt, wie Meyenberg in seinen „Wartburgfahrten". . . . Wir wohnen gegenwärtig den Geburtswehen einer neuen Literatur, eines neuen Stils auf dem Gebiete der Kunst bei. Da muss man sich von Zeit zu Zeit, wie Meyenberg, aus dem Lärm des Alltags, aus dem Staub der Niederungen in die einsame Höhe einer geistigen Wartburg zurückziehen, um sich einen freien Blick zu wahren. Wen gelüstete es nicht, unter Führung eines so geistvollen Mannes auf die Zinnen der Wartburg zu steigen, um sich von ihm die komplizierten Strömungen der Zeit, die neu auftauchenden und wechselnden Horizonte künden und deuten zu lassen? . . . . Kern und Mittelpunkt des ganzen Buches aber ist das Problem von der schönen Seele. . . . Innerlich schöne, harmonische, ausgeglichene Menschen, aus denen schöne Kunst und Literatur von selbst erblüht — das ist für die Klassiker das Ideal der schönen Seele. Höher aber steigt der Verfasser, wenn er das Problem bei den Klassikern mit der christlichen Lösung desselben bei Ignatius von Loyola, dem grössten Psychologen, vergleicht. Das ist das Herzblatt des schönen Buches. Er zeigt uns, wie der grosse Meister in seinen Exerzitien die Erziehung der schönen Seele in die Hand nimmt, und die gesamte christliche Charakterbildung in dem pädagogischen Plan des Exerzitienbüchleins zusammenfasst. Was der hl. Ignatius nur knospenhaft andeutet, das lässt M. in der Vollpracht des Gedankens sich entfalten. . . . Das nächste Kapitel, Intime Stunden der Natur, ist vollends ein stilistisches Meisterstück. Hat es Humboldt, hat es Ratzel geschrieben? Nein, so berauschend, so trunkenen Auges feiert nur ein Sohn der Schweizerberge seine Mutter. Hier lässt er die Seele aller Schauer berauschende Naturschönheiten kosten. Dann zeigt er der nach Schönheit dürstenden Seele in den „Intimen Stunden des Innenmenschen" das Ziel ihres Heimwehs, ihres Ringens und Schaffens. . . . Die ignatianischen Betrachtungen in der Meyenbergischen Beleuchtung klingen wie klare, zielbewusste Meisselschläge, von denen jeder trifft, vor denen die Sprödigkeit des Marmors weicht,

bis das Kunstwerk der geläuterten schönen Seele ersteht. . . . Auf die Charakterschilderung Jesu folgt eine pragmatische über einen Abschnitt des Lebens Jesu. Das ist alles grosszügig geschaut und hinreissend geschrieben. Das liest man mit fliegendem Atem. „Brannte nicht unser Herz?" Es sind wirklich „Intime Stunden mit Jesus". . . . Geläutert in der Pädagogik Jesus kann nun die Seele auch in den Werken irdischer Kultur sich betätigen, das literarische Problem wieder aufnehmen und seiner Lösung im Vollichte des Christentums entgegenführen. Nachdem sich der Verfasser sein Hauptthema vom Herzen geredet, ladet er uns zu einer Fahrt ins Mittelalter ein In Franz von Assisi und in der hl. Elisabeth hat sich die Theorie von der schönen Seele verkörpert. Sie stehen auf in einem reichen, mit Wirklichkeitsfarben gesättigten Kulturrahmen des 13. Jahrhunderts. . . . Die geistvollen Reflexionen über Konrad von Marburg, Inquisition usw., sind wahre Tiefblicke in die kathol. Askese. . .

. . . . Abend beginnt sich über die Wartburg zu senken. Die Lichter des Westens verflackern Unser geistreicher Führer verstummt. Aber noch lange klingen die Gedanken, die er geweckt, in unserer Seele nach. Selten entlässt ein Buch den Leser mit einem so starken persönlichen Eindrucke. Ueberall warmer, pulsierender Herzschlag!" . . . „Allgemeine Rundschau, München."

„. . . . Man darf dieses gedanken- und stimmungsvolle Buch in recht viele Hände wünschen. Besonders sollten die deutschen Katholiken nicht daran vorübergehen. „„Mit welch stiller Freude schreib ich die Zeilen dieses Buches: Fast darf ich hoffen, dass sie ebendeswegen auch einigen andern Freude bereiten werden. Schrieb ich sie doch mit Herzblut." " . . . So ist es in der Tat. Wir haben es hier mit einem erlebten Buche zu tun. Jene schöne thüringische Landschaft, mit der berühmten Burg inmitten, wird innerlich erschaut, wird beseelt, gibt ihre Geschichte her. Mehr als das: der Verfasser zieht die ethischen Folgerungen aus diesem isoterischen Schauen. Er nimmt von seiner religiösen Weltanschauung aus Stellung zu den grossen Dingen, die dort geschehen sind, zu den Gedanken, die ihn dort durchfliessen. Er verflicht seine Erkenntnisse mit den Geisteskämpfen der Gegenwart und beschäftigt sich z. B. häufig und warm mit Lienharts „Wege nach Weimar", mit Kraliks „Gral" und Muths „Hochland". Und dann baut er, vom klassischen Ideal ausgehend, das christliche Ideal der harmonisch „schönen Seele" auf. Und es mutet uns eigenartig an, Schiller und Goethe gedanklich neben Ignatius von Loyola aufwandern zu sehen. Auch was er über die Persönlichkeit der hl. Elisabeth — und als lebendiges Beispiel der „Schönen Seele" — ausführt, verdient Beachtung.

„Türmer."

„. . . . Eine herrliche Sprache, ein sprudelnder Reichtum der Gedanken, eine Tiefe des Geistes, die auch die verborgensten Goldkammern der Menschenseele erforscht und die anderseits wieder jubelnd emporsteigt bis zur Himmelshöhe. Die Gottesgewissheit spricht aus diesem Buche. Es wird dasselbe ein Führer sein in der Hand eines jeden Gebildeten, eine Seelenerquickung in der Sandwüste des Alltagslebens, ein ganzer Rosenstrauch von Geistesblüten, die sich in stets reicherer Fülle bei der Lektüre der „Wartburgfahrten" gewinnen lassen, stets wieder neu und frisch, wie am lenzesstarken Baume in der Natur."

„Ostschweiz."

„Der als Schriftsteller nicht unbekannte schweizerische Redakteur im geistlichen Gewande legt wieder einmal eine Probe seiner abgeklärten Lebensauffassung, seines klaren Verstandes und seines Schaffenkönnens ab. Bei Betrachtung der Wartburg fliessen die Erörterungen über Kunst und Religion, Dichtung und Wissenschaft so selbstverständlich ein, als seien sie vom Zauber der Burg nicht zu trennen. . . ."

„Strassburger Post."

„. . . . Auch Meyenbergs bisherige Bücher sind mit seinem Eigengeist und Herzblut geschrieben; sie könnten uns sonst nicht so unmittelbar erfassen und erwärmen. Aber die „Wartburgfahrten" dürfen doch vorzugsweise als sein Ichbuch bezeichnet werden. In dessen Anlage hat er sich nicht mehr die Schranken einer Fachwissenschaft aufgerichtet, sondern alle Gebiete der Kultur einbezogen, um sie von freier Höhe zu beschauen und zu bewerten. Zu solch souveränem Besichtigen und Beherrschen der verschiedensten Reiche menschlicher Betätigung ist Meyenberg nicht bloss als harmonisch begabte Persönlichkeit befähigt, er ist dazu gefördert und gedrängt worden durch die Erfahrungen, welche er sich bei seiner regen und andauernden Teilnahme an Zeit und Streit gewonnen. —

. . . . Das Buch ist ganz Erlebnis und will ein gleiches beim Leser werden. — Die Eigenart ist mit ihm so wesenhaft bis in die Einzelheiten verbunden, dass sie nicht in raschen, engen Worten wiedergegeben werden kann. Ein harmonisches, leichtbeherrschtes Ineinandergreifen scheinbarer Gegensätze geht durch das Ganze und bringt nie versagende Abwechslung und Anregung; es ist das ungezwungene Verbinden von Kindersinn und Wissenschaftlichkeit, von Versöhnlichkeit und scharfer Linienführung, von weitherziger Programmatik und seelsorglicher Lebenskasuistik, — stets aus innerm Drang, nie mit Aufdringlichkeit. — — Kaum eine bedeutende theologisch-kulturelle Tagesfrage ist ausser Acht gelassen. Bei allem entschiedenen und freudigen Festhalten an der Kirchlichkeit bekundet sich ein unermüdliches Hineingehen in das moderne Denken und Leben, um das Schwache zu befestigen, das Gebrochene zu verbinden, das Verlorene heimzuführen; — — daher die Weihe, welche auch auf Fernerstehende den Eindruck nicht verfehlen wird.

Die Sprache ist durchaus selbsttätig geprägt. Durch ihre reichbesaitete Skala geht nicht bloss, gleich Alpenföhn, die wogende Begeisterung, nein, auch jene feingestimmten Töne, die man heute leider immer seltener hört, die nicht zu viel und nicht zu wenig sagen, die Töne der unerschöpflichen seelischen Nuancen, des blossen Andeutens und der gebührenden Rücksichtnahme, auf welche nur ein zartes Empfinden reagiert, — aber dann immer nachhaltig.

Nach dieser Lektüre wird mancher anders reisen, schauen, denken, fühlen, darstellen. Aber wir schätzen das Buch noch höher ein und zählen es zu jenen, welche fähig sind, eine Lebensänderung, Lebensbesserung, Lebenssteigerung zu bewirken. . . ." Subregens Meyer in der „Schweizer. Kirchenzeitung."

In unserm Verlage sind ferner erschienen:

A. Meyenberg, Prof. **„Brennende Fragen". Heft 1: Die Pflicht der Katholiken zur Anteilnahme an Wissenschaft und Kunst.** M. —.90.

Der Verfasser, Professor Meyenberg in Luzern, beleuchtet in klarer, wohlgeformter Rede die prinzipielle Haltung des Katholizismus zu Kunst und Wissenschaft, und gewinnt in reiner, edler Begeisterung auch den Gegner für sich, der ihm, wie Aeusserungen der „Frankfurter Zeitung" beweisen, unbedingte Anerkennung zollen muss. „Neue Zeitung."

Heft 2: **Ob wir Ihn finden?** M. 1.50.

Eine Gotteslehre im Kleinen, voll rhetorischen euers! Die Schrift ist aus Vorträgen hervorgegangen und hat auch die Vortragsform beibehalten. Nicht in schulmässiger, vorsichtig tastender Form entwickelt hier Meyenberg die Gottesbeweise und den Begriff Gottes, sondern er schöpft die Schlussfolgerungen möglichst voll und unmittelbar aus den Prämissen, alles in begeisterter, reicher, zuweilen fast dithyrambischer Sprache. In besonderer Fülle und Schönheit ist der Ordnungsbeweis im weitesten Sinne durchgeführt, und hier wieder wirkt

am originellsten die Verwendung der Alpenherrlichkeit. Bald grossartig, wenn im Föhnsturm und Föhnlicht alles siebenfach lebt und die Berge jubelnd zu hüpfen scheinen, bald lieblich, wenn der Frühling in einer Bresche der Schneemauern ein Paradies von zarten Blumen schafft, tönt das Hochorchester zur Ehre Gottes von allen Kulmhöhen in eins zusammen „Stimmen aus Maria Laach."

Heft 3: Ist die Bibel inspiriert? M. 1.70.

Meyenberg, der über eine glänzende und fesselnde Darstellungskunst verfügt, hat das schwierige Problem recht eingehend erörtert. Des längern verbreitet er sich besonders über den genauen Begriff der Inspiration, die Art und Weise derselben. Eingehend bespricht er auch die neuerdings von der „Kritik" übermässig aufgebauschten Schwierigkeiten aus Natur- und Geschichtswissenschaft, Schwierigkeiten, die gewöhnlich auf falschem Verständnis der Sachlage beruhen. Seine Ausführungen sind von einer Reihe von Beispielen begleitet. So äussert er sich über die moderne Pentateuchkritik, bespricht in diesem Zusammenhang die äusserst wichtigen Entscheidungen der von Leo XIII. eingesetzten Bibelkommission vom 27. Juni 1906, erörtert das Problem des Buches Job usw. Zum Schluss fasst er seine Darlegungen kurz zusammen und gibt noch den Syllabus Pius' X. wegen seiner grossen Bedeutung bei. Wenn man vielleicht auch Meyenberg in einigen wenigen Punkten nicht beistimmen sollte, so ist dieses Schriftchen doch wegen seines umfassenden Inhaltes sehr empfehlenswert.

„Akad. Monatsblätter."

A. Meyenberg, Eine Weile des Nachdenkens über die Seele. Vierte Auflage. 75 Pfg.

Homiletisch-philosophische Betrachtungen für gebildete Geister. Wir wünschen dem trefflichen Buche recht viele Leser unter den gebildeten Laien, die es erheben, begeistern und stärken wird, und unter den Priestern, denen es ein Muster ist für eine im edelsten Sinne volkstümliche d. h. verständliche und doch wissenschaftliche Behandlung solch schwieriger und heute notwendiger Themata.

„Augsburger Postzeitung."

W. Meyer, Professor der Theologie, **Religiöse und sittliche Probleme für junge studierende Männer.** Zweite Auflage. kl. 8°. 82 Seiten. brosch. M. —.50, geb. M. —.95.

Das Schriftchen weist breite Schichten unserer Intelligenz, speziell die akademische Jugend, auf die Richtlinien wahrer Kultur. In anziehender klarer Form werden Themata von der höchsten Bedeutung erörtert, wie Dasein Gottes, Problem der Entwicklung, Bibel, Wunder, Christus, Staat und Kirche, Papsttum, Arbeit, sexuelles Problem, einheitliche Weltanschauung — alles packend, zeitgemäss, den Verstand aufklärend, das Herz begeisternd und den Willen emporziehend.

„Theologische Revue."

Das billige Büchlein bringt in kurzer Form das Nötige, was besonders die studierende Jugend in unsern Tagen wissen muss, wenn sie nicht an Religion und Sittlichkeit Schaden leiden soll. Es wäre darum zu wünschen, dass das Werkchen in Studentenkreisen viel gelesen und beachtet würde.

„Pädagog. Jahresrundschau."

Das flott geschriebene Broschürchen ist geeignet, bei den Studenten, in deren Hände es gelegt wird, viel Gutes zu tun. Die wichtigsten apologetischen Fragen und „Probleme" des studentischen Lebens (Arbeit, Freude, Reinheit) werden unter packenden Ueberschriften, mit wenigen aber treffenden Worten, aus warmem Herzen und blühender Phantasie heraus, gelegentlich auch mit heiterer Laune besprochen. Diese Art wird manchen fesseln, der zu grösseren, schulgerechteren Werken nicht Zeit oder Lust hat.

WITHDRAWN

CATHOLIC THEOLOGICAL UNION
3 0311 00103 6370

38499

BX 2215 .A1 I6 1909m

Meyenberg, Albert,
1861-1934.

BX 2215 .A1 I6 1909m

Meyenberg, Albert,
1861-1934.

Ferien-Bilder

38499

PLEASE see that this book is returned on time: others may be waiting for it.

KINDLY refrain from defacing this book in any way, and also from leaving markers of any kind between the pages.